

Das Pfarrhaus.

Eine Erzählung

für

meine jungen Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Mit vier Stahlstichen.

Stuttgart.
Verlag von Schmidt & Spring.
1868.

Erstes Kapitel.

Das Haus und die Familie.

Liebenau liegt zwei Stunden von der Residenz entfernt. Es ist ein freundliches, hübsches und auch ziemlich großes Dorf. Seine Lage in einem breiten Thalbecken, das von einem plätschernden Bache durchströmt wird, darf mit Recht sehr anmuthig genannt werden. Die Häuser stehen ziemlich vereinzelt und zerstreut. Fast ein Jedes hat seinen geräumigen Obst- oder Gemüse-Garten; Einzelne zeigen auch ein Blumengärtchen, und mancher Wanderer, der im Spätfrühjahr oder im Sommer durch Liebenau kam, ist erstaunt stehen geblieben, wenn er durch die Gatter oder Zäune der Gärten die schönsten Fuchsien, Pelargonien, Verbenen und Rosen, von prächtigen Blüthen bedeckt, schimmern sah.

„Solche Blumen in einem Dorfe," hatte schon Mancher gemurmelt, und über die seltene Erscheinung den Kopf geschüttelt, weil er sich das halbe Wunder nicht erklären konnte.

Aber wenn er dann weiter ging, nachdem er seine Augen genugsam an dem Anblicke der Blumen gelabt hatte, so wurde ihm gewöhnlich das Räthsel gelöst. Der Weg nach dem nächsten Orte führte an der Kirche, und zuletzt an dem Pfarrhause vor-

über, und hier brauchte er nur einen Blick durch das zierliche Gitter des Platzes hinter demselben zu werfen, um ohne weiteres Grübeln und Nachdenken der Sache auf den Grund zu kommen. Der Pfarrer von Liebenau mußte ein erklärter Blumen-Freund und Liebhaber sein. Der ganze geräumige Garten hinter seinem Hause war der Pflege seiner bunten, duftenden Lieblinge gewidmet, und zeugte von Geschmack, Ordnung und Sauberkeit. Nicht nur Rosen, Nelken, Verbenen und Fuchsien prangten auf den zierlich geordneten Beeten, sondern auch noch viele andere köstliche Gewächse aus fernen Ländern, die selbst der Kenner mit Vergnügen und Erstaunen betrachtet haben würde, da er sie hier, in diesem stillen, ablegenen Winkel der Erde, gewiß nicht zu finden erwartet hätte. Man sah auf den ersten Blick, der Pfarrer liebte die Blumen, sein Beispiel hatte in Anderen die gleiche Liebhaberei erweckt, und hier im Pfarrgarten floß die Quelle, aus der die Leute im Dorfe schöpften, um ihre Gärten mit Pflanzen zu füllen, die man sonst nur in den Gärten und Gewächshäusern größerer Städte zu finden pflegt.

Der bereits erwähnte Bach bildet auf der einen Seite die Gränze des Grundstückes, welches zum Pfarrhause gehört. Geht man an dem Ufer desselben aufwärts, so kommt man an den Gemüsegarten, an welchen dann nach rechts hin Wiesen und Felder stoßen, während sich links eine Parkanlage anschließt, die zu einem schloßartigen Landhause gehört, das weiter oben, auf einem lehn ansteigenden Hügel erbaut, aus seinen Fenstern die unbeschränkte Aussicht auf das Dorf, die Gärten, die Wiesen und die Felder bis auf die näher und entfernter liegenden, dicht mit herrlichen Eichen und Buchen bewaldeten Berge gewährt, welche das, wohl eine Stunde im Umkreise haltende Thal fast kreisförmig einschließen.

Dieses Landhaus, oder „die Villa“, wie es gewöhnlich

genannt wurde, gehörte dem reichen Banquier Meierheim in der Residenz, der sie während der schönsten Monate des Jahres zum Aufenthalte für seine Familie benutzte, während er selbst, von seinen Geschäften gefesselt, nur die Sonntage auf dem anmuthigen Landsitze zuzubringen pflegte. Der Pfarrer und seine Familie standen indeß nicht in den freundlichsten Beziehungen zu den reichen Leuten aus der Stadt. Diese kümmerten sich nicht um den armen Dorfpfarrer, und der arme Dorfpfarrer dagegen mochte sich nicht aufdrängen, wo er schwerlich willkommen geheißen und mit Freundlichkeit empfangen worden wäre. So blieb ein Jeder für sich, und Keiner vermißte den Anderen. Banquier's — so wurden im Pfarrhause kurzweg die Bewohner der Villa bezeichnet — erhielten genug Besuche aus der Stadt, um jede andere Gesellschaft entbehren zu können, und der brave Pfarrer Ephraim Gotthold hatte im Frühjahr und Sommer so viele Beschäftigung bei seinen Blumen, daß er sich aus seinem Garten nicht hinaus sehnte. Seine Frau Elisabeth schaltete und waltete in Haus, Hof, Küche und Gemüsegarten, wo es immer vollauf zu thun gab, um für die leiblichen Bedürfnisse von Mensch und Thier zu sorgen; und die Kinder, Wilhelm, Friederike und Konrad, saßen entweder bei ihren Büchern und lernten, oder gingen, je nachdem es begehrt wurde oder eigene Lust sie trieb, bald dem Vater, bald der Mutter bei ihren Beschäftigungen zur Hand. Zuweilen sahen die Pfarrers-Leute „Banquier's“ von weitem, wie sie mit ihrem Besuche aus der Stadt durch die Park-Anlagen promenirten, aber eine weitere Annäherung erfolgte nicht. Die Kinder bewunderten die schön geputzten, vornehmen Herrschaften, und beneideten wohl auch einmal ihre nicht minder schön geputzten Kleinen, welche steif und gespreizt neben den Eltern einhergingen, — aber wenn sie dann hinter den Gebüschen und Bäumen verschwanden, wurden sie auch wieder vergessen. Aus den Augen, aus

dem Sinn, hieß es bei den Pastorskindern, und ihr Neid erreichte niemals eine solche Höhe, daß sie sich in ihren eigenen einfachen Kitteln und Röcken unglücklich gefühlt hätten. Im Gegentheil.

„Ei ja," sagte Konrad manchmal, „schöne Kleide sind wohl hübsch, aber, wenn man in ihnen nicht frei umherlaufen und springen kann, und wenn man immer in Angst sein muß, sie zu zerreißen und zu beschmutzen, so dank' ich dafür und lobe mir meinen Kittel, der zugleich fest und derb und leicht ist!"

Aehnlich so sprachen die Anderen, — und im Herbst und Winter, wenn die schöne Villa leer stand und „Banquier's" mit Sack und Pack und Dienerschaft wieder nach der Residenz zurückgekehrt waren, so war auch nicht mehr viel die Rede von ihnen. Nur der gute Pfarrer ließ zuweilen ein bedeutendes Wort fallen.

„Schade ist's doch, daß wir nicht andere Nachbarsleute haben," sagte er eines Tages im Herbst, als die Zeit heranrückte, wo seine zarteren Pflanzen, Blumen und Sträuche unter Dach und Fach gebracht werden mußten, um vor der strengen Winterkälte gesichert zu sein.

„Und warum Schade, lieber Mann?" fragte Elisabeth, seine Frau.

„Ei nun, erräthst du es nicht?" erwiderte er mit einem besorgten Blicke auf seine leicht verderbenden, zarten Lieblinge, — Banquiers haben bei der Villa ein herrliches Gewächshaus. Wenn es einem Anderen gehörte, so . . ."

„Nun?"

„So sieh' doch nur, Mutter, — an vier-, fünfhundert Töpfe! Da werden wir wieder Noth haben, um sie unter- und durch den Winter zu bringen! Bei „Banquiers" ist noch Platz genug im Gewächshause, und ein anderer Nachbar würde mir

wohl gestatten, Gebrauch davon zu machen. Aber Banquier's?.." ein entschieden verzweifeltes Kopfschütteln beendigte den Satz.

„Aber du hast den Herrn Meierheim ja noch nicht darum gebeten," warf die Frau Pastorin ein.

„Wie sollt' ich auch!" erwiderte der Pfarrer achselzuckend. „Die Leutchen sind ja so stolz, so kalt, so vornehm-abweisend. Da hat man den Muth gar nicht, eine Bitte anzubringen. Und selbst wenn ich's thäte, was würde es helfen? Er würde höchstens antworten: „mein lieber Herr Pastor, ich bekümmere mich nicht um solche Kleinigkeiten, reden Sie mit meinem Gärtner!" Und dann? Du weißt ja, daß der Gärtner schon immer neidisch auf mich ist, weil er trotz seines Gewächshauses und trotz des vielen Geldes, das „Banquier's" für Heizung, Zwiebeln, Pflanzen und Sämereien bezahlen müssen, mir den Rang nicht hat ablaufen können. Ja, das ärgert ihn! Wenn ein Blumenfreund aus der Residenz kommt, und bei mir Stunden lang, drüben aber kaum ein paar Minuten hindurch verweilt, so möchte er meinen Blumen alles mögliche Böse anwünschen, und da kannst du dir leicht denken, wie er mich empfangen würde, wenn ich für diese meine schönen Blumen ein Plätzchen in seinem Glashause zur Ueberwinterung nachsuchte! Nein, es geht nicht, Mutter! Wir müssen eben sehen, wie wir auch diesen Winter wieder einmal durchkommen, und ob Sorgfalt und treue Pflege nicht einigermaßen den Mangel an passendem Platz ersetzen kann. Noch ist's mir immer so ziemlich geglückt, aber ... nun, es wird ja auch dazu einmal Rath werden?"

„Wozu Rath werden, Gotthold?"

„Nun, zu einem Glashause, Mutter! Erschrick nur nicht! Ich meine ja kein so prächtiges, wie „Banquiers" haben, — ach, Gott behüte, so hoch versteigen sich meine Gedanken nicht! Nein, nur ein hübsches, kleines Dingelchen, wo ein paar hundert Töpfe Unterkommen finden, nur die zartesten Sächelchen,

die Camellien, die Eriken, Rhododendron und solche! Ja, das wäre mein Wunsch, und dann solltest du einmal die Pracht sehen, Mutter, wenn ich im nächsten Frühjahr mit meinen Camellien ankäme! Und der Herr Gärtner drüben würde Augen machen! Aber freilich, freilich, unter sechszig bis achtzig Thaler läßt sich das nicht ausführen, und wo so viel Geld hernehmen bei unseren drei Kindern und den vierhundert Thalern jährlichen Gehalt? Ich weiß schon, weiß schon, Mutter, was du sagen willst! Dergleichen große Gedanken und kühne Entwürfe muß ich mir schon vergehen lassen, — nun, und das Erdloch mit den Glasfenstern wird ja am Ende diesen Winter auch wieder seine Schuldigkeit thun, wenn ich auch bei strenger Kälte ein paar Mal öfter Nachts aufstehen und nach dem Rechten sehen muß!"

Die Frau Pastorin schüttelte in stiller Wehmuth den Kopf. „Ach ja, leider ja, es geht nicht, guter Gotthold," sagte sie. „Ich möchte gern wohl immer ein paar Groschen sparen den Sommer über, und es gelingt mir auch mit knapper Noth, aber — wenn dann der Winter kommt, so reicht's doch eben auch nur so knapp hin für warme Kleidung und die allernothwendigsten Vorräthe für die Wirthschaft, und da . . ich sehe schon, es wird im Leben nichts aus dem Glashause, so sehr es mich schmerzt, daß du diesen Lieblingswunsch nicht befriedigen kannst!"

Der Pfarrer lächelte gutmüthig und drückte zärtlich die Hand seiner Frau, welche unvermerkt eine Thräne aus den Wimpern zu wischen versuchte. „Gute Elisabeth!" sagte er, — laß dir's nicht zu Herzen gehen! Ich komme schon durch den Winter, und den Sommer wird dir's auch nicht an Blumen fehlen, so wenig wie die vergangenen Jahre her. Ich meine ja überhaupt nur, daß es doch hübsch wäre, wenn wir in der Villa einen freundlicheren Nachbar hätten, oder wenn

„Banquier's" nur wenigstens den Winter über hier blieben, so daß man Zeit hätte, bessere Bekanntschaft zu machen, oder wenn auch nur der Herr Gärtner drüben ein bischen gefälliger wäre, — dann möchte ja Alles bleiben, wie es ist, und ich würde mir keine grauen Haare darum wachsen lassen? Und nun laß es gut sein, Mutter! Wünsche, die man nicht befriedigen kann, muß man sich eben aus dem Sinne schlagen!"

„Ach Gott, ja doch, lieber Gotthold!" erwiderte die Frau Pastorin. „Wenn es nur nicht noch schlimmere Sorgen gebe, als die Sorge um deine Blumen und das Gewächshaus! Die Kinder! denke nur an deine Kinder!"

„Was ist mit ihnen, Elisabeth?" fragte der Pfarrer aufmerksam.

„Nun, Gotthold, muß ich dir's erst sagen? Wilhelm geht schon in das sechszehnte Jahr, Conrad in das dreizehnte, von Friedriken ganz zu geschweigen. Ein Mädchen, das brav, arbeitsam und nicht grade auf den Kopf gefallen ist, findet schon ihr Durchkommen in der Welt, und so lange wir Beide leben, Alterchen, hat's ja überhaupt nichts zu sagen, da mir die Friederike wacker zur Hand geht, und uns das Dienstmädchen erspart. Aber die beiden Jungen, Gotthold! Zu Tagelöhnern und Handarbeitern willst du sie doch nicht erziehen, und wenn Wilhelm einmal dein Nachfolger im Amte werden soll, was wir uns schon immer so hübsch ausgedacht haben, so ist es hohe Zeit, daß er nach der Stadt in die Schule kommt."

„Das ist wahr, Mutter, leider nur zu wahr!" sprach der Pastor nachdenklich, und schüttelte leise die grauen Locken. „Aber wie ihn erhalten in der Stadt? Das kostet schweres Geld, denn die Residenz hat ein theures Pflaster, und die Hälfte unseres kleinen Einkommens möchte wohl kaum ausreichen, Kost, Schulgeld, Kleidung und Wohnung für Wilhelm zu bezahlen. Und wenn wir auch ohne Murren und Klagen das Opfer

bringen wollten, wie wär's denn möglich, Mutter, daß wir mit der anderen Hälfte unseres Gehaltes auskämen?"

Jetzt war wieder an der Frau Pastorin die Reihe, den Kopf zu schütteln, „Knapp, knapp wird's hergehen, lieber Gotthold," erwiderte sie. „Aber, siehst du, gehen müßt' es eben doch, wir müßten unsere paar Groschen zusammenhalten und vom jetzigen Ueberflusse noch Dieß und Jenes entbehren lernen. Aber der Conrad, der Conrad! Wenn der nun auch so weit ist, wie Wilhelm? Was denn?"

Der Pfarrer seufzte, denn hier wußte er sich wirklich keinen Rath weiter, und ein trüber Schatten überflog seine sanften, ehrwürdigen Züge. Ein Weilchen blieb er stumm, und blickte mit gefalteten Händen, ein Bild stiller Ergebung, zu Boden. Aber nicht lange, so hellte sein Gesicht sich wieder auf, er hob den gesenkten Blick zum Himmel empor, und sagte mit weicher, milder Stimme: „Liebe Elisabeth, warum sorgen für den kommenden Tag, und nun vollends sorgen für kommende Jahre hinaus? Haben wir denn nicht den guten Vater droben im Himmel? Und kennst du nicht das schöne Lied unseres Paul Gerhard, das uns auf Gottes ewige und unerschöpfliche Güte und Fürsorge verweist? Kümmere dich nicht vor der Zeit, Mutter! Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hoffet auf ihn allezeit, den wird er wunderbar erhalten, in aller Noth und Traurigkeit!"

Dieses fromme Verslein sprach er mit erhobener Stimme, und mit dem Ausdrucke eines so felsenfesten Vertrauens auf die unvergängliche, immer wache Vaterliebe des Herrn, daß mit einem Male die Sorgen Frau Elisabeths zerstreut wurden, wie Nebel vor der Sonne. Beruhigt und fast freudig schmiegte sie sich an ihren Mann und drückte einen herzlichen Kuß auf seine lächelnden Lippen. „Du hast das Rechte getroffen, lieber Gotthold!" sagte sie, innig bewegt. „Setzen wir unsere Hoffnung

auf den, der die jungen Raben nährt, und die Lilien des Feldes kleidet. Er wird schon Alles wohl machen!"

Noch standen sie Beide in herzlicher Umarmung, und schöpften Einer aus den Anderen Hoffnung, Muth und Freudigkeit, da knarrte die Hausthür und ein schlanker Knabe mit sanftem, hübschem Gesicht, Wilhelm, des Pfarrers ältester Sohn, trat hastigen Schrittes in den Garten.

„Es ist Besuch angekommen, Vater," rief er schon von weitem. „Ein fremder Herr fragt nach dir und wünscht sehr, dich augenblicklich zu sprechen.

„So führe ihn hierher in den Garten, Wilhelm!" erwiderte der Pfarrer ruhig. „Du kannst dir doch denken, daß der Fremde ein Herr aus der Stadt ist, der von meinem kleinen Blumenschatze gehört hat und ihn auf der Durchreise kennen lernen will. Es ist freilich schon ein bischen spät in der Jahreszeit, aber Einiges kann ich ihm doch noch zeigen, woran er Freude haben wird. Meine Astern zum Exempel, und meine Georginen, — ei ja, da sind hübsche Sachen dabei! Nun, warum läufst du nicht, Wilhelm, und bringst mir den Herrn her?"

„Vater, der Fremde hat deine Blumen gar nicht erwähnt," entgegnete Wilhelm, er fragte nur sehr angelegentlich nach dir, nach deinem Namen, auch nach dem Vornamen, und als ich ihm Bescheid gegeben, so wendete er sich nach einem olivenfarbigen Menschen um, der in seiner Begleitung kam und sein Kammerdiener oder so etwas zu sein scheint, und sagte in fremder Sprache einige Worte zu ihm, wobei er ein vergnügtes Gesicht machte und sich fröhlich die Hände rieb. Nein, Vater, der kommt nicht wegen der Blumen, der kommt ganz allein deinetwegen. Auch sah er mich und Conrad und Friederike mit ganz seltsamen Blicken an, als ob er uns durch und durch schauen wollte, so daß ich fast verlegen wurde und endlich fort-

lief, dich zu rufen. Komm' nur schnell, lieber Vater, denn ein gewöhnlicher Besuch aus der Stadt ist der Herr gewiß nicht."

„Gleichviel, Wilhelm," sagte der Vater lächelnd, — „meinen Garten muß er nolens volens doch sehen, also führe ihn mir nur daher! Wenn er ein Anliegen an mich hat, so kann er's hier so gut vorbringen, als in der Stube, und im Freien spricht sich's ohnehin leichter vom Herzen, als zwischen den vier Wänden. Geh' nur, geh', Kind, und thue, was ich dir sage."

Wilhelm gehorchte und eilte in's Haus zurück.

„Der Fremde muß wirklich etwas Absonderliches an sich haben," sagte der Pfarrer zu seiner Frau. „Der Junge sah ja ganz verwirrt und bestürzt aus.

„Wir werden's bald sehen," erwiderte die Frau Pastorin nicht ohne einen Anflug von Neugierde. „Da kommt er her, — und Wilhelm mit ihm, — und wirklich ein olivenfarbiger Mann hinterdrein, — und gar auch Friederike und Conrad! Nun, da bin ich doch wirklich begierig! Uebrigens ein stattlicher, alter Herr! Jetzt hat er dich gesehen, ... ei, was er eilig thut! Kennst du ihn, Gotthold?"

„Nein," erwiderte der Pfarrer, — „ich erinnere mich wenigstens nicht, — doch werden wir ja erfahren ..."

Mit diesen Worten brach er ab, denn der fremde Herr näherte sich wirklich mit raschen Schritten, indem er seine scharfen, blitzenden Augen fest und forschend auf das sanfte Gesicht des Pfarrers heftete, welcher ihm jetzt einige Schritte entgegen ging.

Prüfend, forschend, spähend begegneten sich die Blicke der beiden Männer.

„Mit wem habe ich die Ehre ...?" fragte endlich der Pastor in höflichem Tone, nachdem sie einander etwa eine Minute lang angestarrt hatten.

Der Fremde rüttelte sich, als ob er aus einem Traume

aufwache, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, richtete sich stramm auf und sprach mit einer Stimme, der er vergebens Festigkeit zu geben suchte, langsam und lächelnd: „Friedrich Ephraim Gotthold, wohlbelobter Pfarrer von Libenau, ich frage dich, steigen nicht wundersame Bilder bei meinem Anblicke vor dem Auge deiner Seele auf?"

Der gute Pastor schreckte zurück. Die seltsame Anrede, die sichtbare Rührung, wenn nicht Verwirrung des Fremden, seine forschenden Blicke, sein ganz absonderliches Auftreten flößten ihm unwillkürlich den Gedanken ein, daß es wohl gar dem Manne nicht ganz richtig im Kopfe sein möge. Dem widersprach nun aber freilich wieder die kernfeste Gestalt des Mannes, die trotz der ergrauten Locken seines Haares stramm und aufrecht vor ihm stand; und auch das halb gutmüthige, halb ironische Lächeln seines Mundes wollte nicht recht zu dieser Annahme passen. Dennoch trat der Pastor ein wenig scheu zurück.

„Aber, mein Herr," stammelte er, — „was berechtigt Sie, in solcher Weise zu mir zu reden? . ."

„Was mich berechtigt, ehrsamer Friedrich Ephraim?" erwiderte der Fremde. „Erräthst du es nicht? Findest du denn aus diesen sonnenverbrannten Zügen nicht einen einzigen Zug heraus, der dich an alte Zeiten erinnert? Oh, Friedrich Ephraim, sieh' mich doch recht an, denke eine Reihe von Jahren zurück, versetze dich in deine Jugendzeit, denke an ein heimathliches Dorf, an die Epheu-Laube im Garten, an den Forellen-Bach! . . Erräthst du noch nicht, immer noch nicht, Ephraim?"

Der gute Pfarrer stand da, wie versteinert. Was wußte dieser fremde Mann von seiner Jugend, von der Epheu-Laube, von dem Forellen-Bache? Sein Gesicht erweckte keine Erinnerung in ihm, er kannte ihn nicht.

Da lachte der Fremde, während zugleich zwei helle Thränen über seine gebräunten Wangen rollten und die Arme weit aus-

breitend, rief er mit brechender Stimme: „O du vergeßlicher Ephraim! So muß ich also mit einem schärferen Stachel dein träges Gedächtniß anspornen! Rede, Mensch! Wer war es, der dich in deiner Jugend am rechtschaffensten mit Fäusten geknufft und dir bei gelegentlichen Zänkereien die Haare händevoll ausgerissen hat? Wer war es, den du gleichwohl zärtlich liebtest und mit eigener Lebensgefahr unter dem Eise hervorzogest, als er eingebrochen war? Wer war es, von dessen Bette du nicht wichest, als er in Folge dessen krank wurde? Wem brachtest du die ersten Blumen und Früchte aus deinem Gärtchen im Garten des Vaters? Sprich es aus, wenn du es weißt! Und wenn du es nicht weißt, so bist du, kannst du mein alter, lieber Ephraim nicht mehr sein!"

Der gute Pfarrer war blaß wie eine Leiche geworden, als der Fremde in dieser Weise zu ihm redete. Er zitterte am ganzen Körper, seine Brust rang nach Athem, Thränen stürzten aus seinen Augen, während er horchte, staunte und jedes Wort von den Lippen des Fremdlings haschen zu wollen schien, der ihm jetzt kein Fremdling mehr war; und nun, als dieser schwieg, stürzte er sich in die geöffneten Arme desselben und mit dem lauten Aufschrei: „Kurt! Kurt! Mein Bruder!" hing er fast ohnmächtig vor Gemüths-Erschütterung an seinem Halse.

In langer Umarmung hielten sich Beide fest umschlungen, während Frau Elisabeth und ihre Kinder mit weinenden Augen das rührende Schauspiel betrachteten, und selbst auch der olivenfarbige Begleiter des Heimgekehrten verstohlen mit der Hand über die Augen fuhr.

„Du bist es! Ja, wahrlich, du bist es!" fuhr der würdige Pfarrer fort, indem er den Bruder in Armeslänge von sich abhielt und mit spähenden Blicken in seinem Gesichte las. „Ja, ach ja, jetzt erkenn' ich allmählig den Kurt von ehemals in deinen Zügen wieder. Das sind die scharfen, blitzenden Augen, das

ist die gebogene Habichtsnase, das der bald spöttisch, bald gutmüthig lächelnde Mund! Nur freilich, daß der Grabstichel der Zeit noch Furchen und Linien gezogen hat, von denen früher keine Spur vorhanden war, und daß die vollen Locken gebleicht sind, die dereinst glänzend braun über deine Schultern herabrollten! Siehe hier, Elisabeth! Sehet, meine Kinder! Dies ist Kurt, mein verschollen gewesener Bruder, den Gott nach vielen Jahren wieder in seine Heimath und in meine Arme zurückgeführt hat! Heißet ihn willkommen in unserer Hütte!"

Die Frau Pastorin reichte dem Schwager mit freundlich offenem Blicke die Hand, und die Kinder drängten sich, obwohl noch ein wenig schüchtern, um ihn her. Onkel Kurt machte aber wenig Umstände mit ihnen; er drückte sie Alle an seine Brust und küßte sie auf den Mund, nachdem er der Schwägerin mit warmer Herzlichkeit die dargebotene Hand geschüttelt hatte.

„Ja, ja, ich bin es," sagte er dann, „bin der wilde unbändige Kurt, der nach vielen Jahren und manchfachen Kreuz- und Irrfahrten in der weiten Welt endlich wieder heimkehrt, um ein Plätzchen im Vaterlande zu suchen, wo er die letzten Jahre seines Lebens in friedlicher Ruhe verbringen kann. Ich sehe, Bruder Ephraim, du bist glücklich im Kreise der Deinen! Sage mir, ob noch eine kleine Stelle an deinem Herde ist, wo ein müder Weltwanderer sein Haupt in Frieden niederzulegen hoffen darf?"

„Gewiß, Bruder Kurt," antwortete der Pfarrer herzlich, — „nicht nur unser Haus, sondern auch unsere Herzen stehen dir offen und gesegnet soll die Stunde sein, in welcher dein Fuß unsere niedere Schwelle betrat!"

„Aber Sie, Frau Schwägerin? Wird auch Ihnen der fremde Eindringling ein willkommener Gast sein?"

„Meines Mannes Bruder ist auch mein Bruder," erwiderte Frau Elisabeth einfach und mit freundlichem Blicke.

„Es wird mich herzlich freuen, wenn Sie Alles mit uns theilen wollen, unsere kleinen Freuden, wie unsere kleinen Leiden, Sorgen und Bekümmernisse!“

„Ja, gewiß will ich das!“ sagte Kurt. „Alles will ich theilen mit Euch, denn schon fühl' ich mich ganz heimisch in Eurer Mitte und es ist mir, als ob es mir nirgends besser gefallen könnte, als in Eurem Familienkreise! Auch kehr' ich nicht mit ganz leeren Händen zurück und ohne gerade reich zu sein, besitz' ich doch wenigstens hinreichende Mittel, um Euch nicht zur Last fallen zu müssen! Also denn, Bruder, du gestattest es, daß ich unter deinem Dache bleiben darf?“

„Ich wünsche es und bitte dich darum, Kurt,“ erwiderte der gute Pfarrer. „Das versteht sich ja doch von selbst und es bedarf gar keiner Versicherung weiter. Meine liebe Elisabeth wird es schon einzurichten wissen, daß wir alle Platz finden in unseren freilich ein wenig beschränkten Räumen und du mußt natürlich das freundliche grüne Eckzimmer bekommen, das hier nach dem Garten heraus liegt.“

„Und das bis jetzt gewiß deine Studirstube war, Bruder Ephraim?“ sagte Kurt lächelnd. „Ich erinnere mich recht wohl, das Gärtnern war ja von jeher deine Leidenschaft!“

Der gute Pfarrer wurde ein wenig verlegen. „Nun ja, nun ja, es war mein Stübchen,“ erwiderte er. „Aber mein bischen Kram ist bald ausgeräumt und für dich wüßt' ich eben kein besseres Plätzchen. Ich für mein Theil behelfe mich schon. Weißt du, Elisabeth, ich könnte ja das Mansarden-Stübchen beziehen.“

„Nichts da, Frau Schwägerin,“ fiel Onkel Kurt ein. „Mein guter Bruder darf in keiner Weise gestört werden und übrigens ist für mich und meinen Diener Bio jedes Plätzchen recht. Still, Bruder! Laß mich diese Angelegenheit mit deiner Frau ordnen, oder ich kehre stehenden Fußes wieder um, und

miethe mich in der Dorfschenke ein. Kommen Sie, liebe Schwester, wir ordnen das ganz unter uns!"

Frau Elisabeth wußte bald Rath zu schaffen. Ein freundliches Stübchen mit einer Kammer daneben wurde flink für den willkommenen Gast aufgeputzt und Onkel Kurt zeigte sich äußerst zufrieden damit.

„Wer Monate lang mit einer Schiffsloje hat fürlieb nehmen müssen, fühlt sich hier wie im Himmel," sagte er. „Und übrigens" — fügte er hinzu, „wollen wir uns mit der Zeit auch schon noch bequemer einrichten. Für jetzt, Bio," wandte er sich an seinen Diener, „fährst du nach der Residenz zurück, besorgst morgen unser Gepäck hier heraus und vergißt nicht, den Banquier Meierheim zu besuchen. Du weißt, in welcher Angelegenheit."

„Ja, Sirrah," erwiderte der Diener mit einer Verbeugung und etwas fremdartiger Aussprache. „Bio gehorcht schnell, wie der Blitz."

„Aber nur nicht allzuschnell," fiel der Pfarrer ein. „Es ist noch keine Stunde her, daß ich den Banquier in seinem Parke gesehen habe und wenn du Geschäfte mit dem reichen Manne hast, so findest du ihn näher hier, als in der Residenz. Wilhelm kann ja hinüberlaufen und dich anmelden, falls du ihn sprechen wolltest."

„Ah, hier also liegt die Villa, von der ich in der Stadt hörte?" sagte Onkel Kurt mit dem Ausdrucke angenehmer Ueberraschung. „Desto besser, desto besser! So kannst zu dir diesen Weg ersparen, Bio, und wenn dein Wilhelm mir den Gefallen thun will, Gotthold, den Herrn Banquier herüber zu bescheiden, so läßt sich mit dem Manne hier vielleicht Manches schneller abmachen, als drüben in der Residenz."

Der gute Pfarrer staunte nicht wenig und sah ganz erschrocken aus. „Herrn Meierheim hierher bescheiden?" sagte

er. „Du meinst wohl, Wilhelm solle dich anmelden und anfragen, ob du deine Aufwartung drüben machen darfst, Bruder? Nicht wahr?"

„Behüte, lieber Ephraim," erwiderte Onkel Kurt gleichgültig. „Ich meine, Wilhelm möge hinüberspringen und den Banquier ersuchen, sich hierher zu bemühen!"

„Das thut er nicht, Bruder!" rief der Pfarrer aus. „Wo denkst du hin? Der reiche Banquier! Er würde meinen armen Jungen schlimm anlaufen lassen!"

„Ei, wie das, Ephraim? Ihr seid ja doch so nahe Nachbarn, wie ich sehe! Solltet Ihr nicht auch gute Nachbarn sein?"

„Leider stehen wir so, als ob wir nie Nachbarn gewesen wären und hundert Meilen auseinander wohnten," entgegnete der Pfarrer. „Das gehört eben zu meinen liebsten Wünschen, daß ich einen anderen, ein wenig gefälligeren und zugänglicheren Nachbar bekommen möchte. Aber freilich, dieser Wunsch wird wohl Zeit meines Lebens nur ein Wunsch bleiben!"

„Hm! Wer weiß?" antwortete Onkel Kurt. „Jedenfalls mag Wilhelm doch zu dem Herrn Banquier springen und ihn im Auftrage von Mynheer Van Buren aus Palembang ersuchen, sich zu einer kurzen Unterredung herüber zu bemühen. Hörst du, Wilhelm? Van Buren aus Palembang! Und geh' nur ganz ohne Besorgniß, mein Junge, der Herr Banquier wird nichts weniger als unhöflich gegen dich sein!"

Wilhelm schickte sich an, dem Auftrage Folge zu leisten, aber sein Vater hielt ihn zurück.

„Van Buren? Van Buren?" fragte er. „Wer ist denn das? Bruder Kurt, du wirst mich doch nicht in Ungelegenheiten mit unserem Nachbar bringen?"

„Ei, behüte," erwiderte der Onkel lächelnd. „Geh' nur, geh', Wilhelm! Van Buren ist ein sehr guter Freund

von mir, in dessen Namen ich ein Geschäft mit Herrn Meierheim abzumachen habe."

„Nun, so geh', mein Sohn," sagte endlich der Pfarrer, sich fügend. „Uebrigens bin ich doch wirklich neugierig, ob deine Botschaft den Herrn Banquier herüberlocken wird! Noch bezweifle ich's, Kurt. Früher habe ich ihn schon manches Mal ersucht, wenigstens meine Blumen einmal anzusehen, aber er wurde immer kühl abgelehnt und bis auf heutigen Tag hat der reiche Herr noch nie meine arme Schwelle betreten."

„Jetzt wird er kommen, Bruder Ephraim, ich stehe dir dafür," sprach Onkel Kurt mit ruhiger Sicherheit. „Doch da ich einige Angelegenheiten von Wichtigkeit mit dem Herrn zu besprechen habe, so möchte ich meine Frau Schwägerin bitten, mir für eine halbe Stunde ein Zimmer einzuräumen."

„Mein Studirzimmer, Bruder Kurt! Da bist du ganz ungestört," sagte der Pfarrer. „Aber, aber, noch glaube ich nicht daran, daß der Banquier kommen wird!"

„Wir wollen sehen," erwiderte Onkel Kurt, „ich für mein Theil hege nicht geringsten Zweifel. Du, Bio, brauchst nicht länger zu warten. Fahre nach der Residenz und besorge meine Aufträge. „Und höre . . !"

Er ging einige Schritte mit ihm abseits, flüsterte ihm leise einige Worte zu, welche Bio aufmerksam anhörte und schrieb einige Bemerkungen auf ein Blatt Papier, das er aus seiner Brieftasche riß und seinem Diener einhändigte, worauf derselbe nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung verschwand. Mittlerweile, während Onkel Kurt freundlich mit Frau Elisabeth und den Kindern plauderte, welche Letztere allmählig ganz zutraulich wurden, ging der Pastor unruhig in seinem Garten auf und ab und warf von Zeit zu Zeit spähende und besorgte Blicke nach dem Parke hinüber, wo er jeden Augenblick seinen Wilhelm sehr traurig und gedemüthigt wiederzusehen erwartete. Aber

plötzlich blieb er ganz erstaunt stehen und mit dem Ausdrucke lebhafter Ueberraschung rief er aus: „Der Herr Banquier, so wahr ich lebe! Und im vertraulichsten Gespräche mit meinen Wilhelm!“

„Ich sagte dir's ja, Bruder Ephraim,“ erwiderte Kurt ne alle Verwunderung. „Und du erlaubst also, daß ich mich ihm in dein Studirzimmer verfügen darf?“

„Freilich, freilich, Bruder Kurt! Aber das ist ein Wunder! kommt wirklich und wahrhaftig und noch dazu mit der eundlichsten Miene von der Welt. Bruder, ich fange an zu glauben, daß du so eine Art von Hexenmeister sein mußt!“

„Das Kunststück ist nicht so schwierig, als es dir erscheint, Bruder Ephraim,“ lächelte Kurt. „Auch wirst du bald Aufklärung darüber bekommen, wenn wir gelegentlich, vielleicht in den nächsten Tagen schon, wieder über die Sache reden. Doch da ist ja Herr Meierheim selber!“

In der That eilte der reiche Banquier eiligst herbei und zog schon auf zwanzig Schritte Entfernung höflichst den Hut ab, wobei er übrigens nur Augen für den Onkel Kurt zu haben schien, welcher sich leicht gegen ihn verbeugte.

„Ich habe Sie in der bewußten Angelegenheit herüber bitten lassen,“ sagte derselbe, „und wenn es Ihnen gefällig ist, mir in das Studirzimmer meines Bruders, des Pfarrers Gotthold, zu folgen, so hoffe ich, werden wir bald im Reinen sein.“

Der Banquier machte eine höchst verblüffte Miene. „Wie, mein Verehrtester? Unser würdiger Seelsorger ist Ihr Herr Bruder?“ stammelte er und machte abermals eine tiefe Verbeugung, dieses Mal aber vor dem Pfarrer und seiner Familie. „Ich bin äußerst erfreut, dies zu hören, obgleich ich mir nicht erklären kann . .“

„Ich werde Ihnen Alles auseinandersetzen,“ fiel Onkel

Kurt schnell ein. „Jetzt, wenn's beliebt, wollen wir von Geschäften reden. Wilhelm, du zeigst uns wohl das Zimmer deines Vaters."

Der Knabe war natürlich sogleich bereit, der Herr Banquier verabschiedete sich mit einem dritten tiefen Bücklinge von dem Pfarrer und folgte sodann dem Onkel Kurt in das Studirzimmer, dessen Thür sich hinter ihm schloß.

„Nun, das begreife, wer kann!" rief der Pfarrer voller Verwunderung aus. „Kurt ist sicherlich ein Hexenmeister, oder der Herr Van Buren, in dessen Namen er kommt, muß ein Mann von großer Bedeutung in der Welt sein, da schon der Stellvertreter desselben Herrn Meierheim so außerordentlich höflich gegen uns macht. Ich bin nicht eben neugierig, du weißt es, Mutter, — aber doch, ich gäbe etwas darum, wenn ich wüßte, was da in meinem stillen Stübchen zwischen den Beiden verhandelt wird."

„Vielleicht erfährst du es später, lieber Mann," erwiderte Frau Elisabeth lächelnd. „Dein Bruder versprach ja, dir schon in wenigen Tagen das Räthsel zu lösen. Und übrigens, was wird es Großes sein. Der Herr Van Buren ist wahrscheinlich auch ein reicher Handelsherr und Bruder Kurt wird als sein Bevollmächtigter irgend ein Geschäft von Wichtigkeit mit Banquier Meierheim abzumachen haben. Ich sehe da nichts groß Verwunderliches! Ein viel größeres Wunder ist mir die so unerwartete, so unverhoffte Rückkehr deines Bruders, den wir schon längst todt glaubten. Ich freue mich herzlich, daß er da ist. Sein Wesen gefällt mir. Er hat etwas so Sicheres und doch auch wieder etwas so Humoristisches und Gutmüthiges in seinem ganzen Auftreten. Ich bin ihm wirklich schon von Herzen gut!"

„Und ich auch! Ich auch, Mutter!" riefen die Kinder. „Man muß ihm gleich auf den ersten Blick gut sein!"

„Wie er sich freute, als du ihn endlich erkanntest, Vater!“ sagte Wilhelm? „Die hellen Thränen standen ihm in den Augen.“

„Und wie liebevoll er mich an seine Brust gedrückt hat!“ sprach Conrad.

„Und wie freundlich er mir die Wange streichelte,“ fügte Friederike hinzu. „Sage nur, Vater, wo ist denn dieser gute, brave Onkel so plötzlich hergekommen?“

„Ja, Kind, da fragst du mich mehr, als ich beantworten kann,“ erwiderte der Pfarrer. „Ich hoffe, er wird uns das heute Abend selber erzählen, da er nun doch, so Gott will, für immer bei uns bleibt und ich muß gestehen, ich selbst sehe seinen Mittheilungen mit der gespanntesten Erwartung entgegen. Seit beinahe dreißig Jahre habe ich nichts von ihm gehört und gesehen. Was v o r dieser Zeit geschah, ist in wenigen Worten erzählt. Unser seliger Vater wollte, daß Kurt, wie ich, einstmals Prediger werden sollte, aber dem lebhaften und strebsamen Charakter des Bruders sagte diese Bestimmung nicht zu und er drang so lange mit Bitten und Thränen in den Vater, bis dieser ihm endlich gestattete, sich dem Handelsstande zu widmen. Er kam nach Hamburg in die Lehre, ging einige Jahre später nach Amsterdam, meldete von dorther, daß es ihm gut ergehe, und — seitdem blieben alle Nachrichten aus. Der selige Vater schrieb geraume Zeit nachher nach Amsterdam, um Erkundigungen einzuziehen, aber die Antwort vermeldete nichts, als daß Kurt spurlos verschwunden sei. Wir vernahmen nichts mehr von ihm; er war verschollen und wir hielten ihn für todt, bis er nun heute endlich, wie vom Himmel herunter geschneiet, in eigener Person erscheint um zu unserer Freude von seinem Leben und Wohlergehen das greifbare Zeugniß abzulegen. Ich fühle mich ganz glücklich über seine Rückkehr!“

Der Augenschein lehrte, daß dieses Gefühl auch von den

Uebrigen getheilt wurde und Alle erwarteten ungeduldig die Rückkehr des Onkel Kurt, um sobald als möglich Näheres über sein Schicksal und seine Verhältnisse zu erfahren. Aber es dauerte geraume Zeit, bis er seine Geschäfte mit dem Nachbar Banquier beendigt hatte und der Pfarrer schloß daraus, daß in seinem Studirstübchen über sehr wichtige Angelegenheiten verhandelt werden müssen. Endlich nach zwei langen Stunden traten Onkel Kurt und der Banquier wieder in den Garten; der Letztere sah etwas erhitzt aus; Onkel Kurt aber zeigte keine Spur von Aufregung, sondern lächelte nur still und vergnügt vor sich hin, als ob er mit den abgeschlossenen Geschäften ganz zufrieden sei. Nach einigen höflichen Worten empfahl sich Herr Meierheim, und nun endlich konnten die Kinder mit dem lebhaften Ungestüm der Jugend den Onkel umringen und ihm ihre schnell entstandene Liebe zu erkennen geben. Der Vater wehrte ihnen jedoch, denn er wünschte sehr ein ruhiges Gespräch mit dem lange fern gewesenen Bruder, um etwas Ausführliches über die vergangenen Jahre zu vernehmen.

„Heute Abend, lieber Ephraim," erwiderte Onkel Kurt lächelnd, als der Bruder eine Andeutung dieser Art machte. „Heute Abend, wenn wir unser Nachtessen eingenommen haben, sollst du meinen ganzen Lebenslauf kurz und bündig kennen lernen. Für jetzt aber gestatte mir, erst noch nähere Bekanntschaft mit deiner lieben Frau und deinen Kindern zu machen."

Der Pfarrer fügte sich, und Onkel Kurt war sofort in eine lebhaften Unterhaltung mit seinen Anverwandten verwickelt. Das unbefangene Plaudern der Kinder schien ihm zu gefallen und nicht eine Stunde dauerte es, so waren Alle so vertraut mit einander, als ob Onkel Kurt schon seit Jahren ein Mitbewohner des Pfarrhauses gewesen wäre. Pfarrer Gotthold freute sich zwar sehr über dieses rasche Anschließen und Aufschließen der Herzen, aber noch mehr freute er sich, als Frau

Elisabeth verkündigte, daß das einfache Abendbrod bereit stehe, denn der Augenblick, welcher seine ungeduldige Neugier befriedigen sollte, rückte nun näher und näher heran. Man begab sich, da die Abende doch schon kühl zu werden anfingen, in das Haus und nachdem man der Küche der Frau Pfarrerin alle Ehre erwiesen hatte, mußte Onkel Kurt ohne weitere Umstände im bequemen Lehnstuhle des Pfarrers Platz nehmen, um sein Versprechen zu erfüllen und von seinen Erlebnissen in fremden Landen zu erzählen. Auch sträubte er sich weiter nicht. Behaglich setzte er sich zurecht, die Uebrigen umringten ihn auf Fußbänken und Stühlen und Alle blickten mit gespannter Erwartung zu ihm auf.

Zweites Kapitel.

Fahrten, Abenteuer und Schicksale des Onkel Kurt.

„Hört, Leutchen," begann der Onkel, indem er lächelnd die aufmerksamen, auf ihn gerichteten Gesichter betrachtete, — „wenn Ihr denkt, daß ich Euch allerlei wunderbare und unerhörte Geschichten erzählen werde, so möchtet Ihr Euch sehr getäuscht finden. Der Verlauf meiner Erlebnisse und Schicksale enthält nichts, was nicht hundert und tausend anderen Menschen passirt wäre und passiren könnte und wenn Ihr dennoch ein Interesse daran nehmt, so muß ich es eben nur der verwandtschaftlichen Liebe zuschreiben, welcher auch das Geringe nicht ohne Wichtigkeit ist."

„Ueber die Jahre meiner Jugend will ich schnell hinweggehen, denn von Bruder Ephraim werdet Ihr schon wissen, daß unser Vater ein in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebender Landpfarrer war, daß wir Beide in einem kleinen Dorfe aufwuchsen, von unserem Vater unterrichtet wurden und uns recht herzlich lieb hatten, obgleich wir uns mitunter auch einmal wacker zankten und zausten, wie das unter Brüdern trotz aller gegenseitigen Zärtlichkeit wohl vorzukommen pflegt. Mein guter Vater wünschte, daß wir dereinst in seine Fußtapfen treten und wie er, von der Kanzel herab Gottes Wort verkündigen sollten. Mein guter, sanfter Ephraim fügte sich auch bereitwillig in diesen Plan, der ganz seiner Gemüthsart und seinen Neigungen entsprach: ich aber konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, Zeit meines Lebens an der heimathlichen Scholle kleben zu bleiben. Mein Sinn stand nach der weiten, weiten Welt; ich schwärmte von den Wundern des fernen Indiens, ich sehnte mich, die Urwälder Asiens und Amerika's zu sehen, fremde Menschen und fremde Gegenden kennen zu lernen und dort meinem Glücke nachzujagen. Wenn ich ein Wort über diese brennende Sehnsucht fallen ließ, so schüttelte mein Vater den Kopf und ich merkte bald, daß er ganz und gar nicht mit meinen Wünschen einverstanden war. „Bleibe im Lande, und nähre dich redlich!" pflegte er auf meine Herzensergießungen zu erwidern. „Warum in der Ferne suchen, was man daheim finden kann: ein bescheidenes Glück, daß Gott einem Jeden bescheert, der es auf die rechte Weise und mit beharrlicher Anstrengung sucht! Ich habe nicht viele Menschen in meinem Leben kennen gelernt, denen das Umherschweifen in der Fremde Glück und Zufriedenheit gebracht hätte!"

„Der Vater meinte es herzlich gut, aber alle seine Ermahnungen und Warnungen konnten die Sehnsucht nicht ersticken oder auch nur dämpfen, die mein ganzes Herz erfüllte. Mein

Sinn stand einmal in der Ferne, weit bis über den Ocean hinaus und ich fühlte Thatkraft genug in mir, allen Widerwärtigkeiten und Rauhheiten der Welt standhaft entgegen zu treten. Mein guter Vater mochte denn auch wohl endlich die Ueberzeugung gewinnen, daß ich allerdings nicht recht für ein stilles, beschränktes und beschauliches Leben passe und die Mutter that das Uebrige, indem sie mir treulich zur Seite stand und meinen Wünschen das Wort redete. Als sie krank wurde, und sich rasch ihrem Ende näherte, — du erinnerst dich wohl jener Trauerzeit, Bruder Ephraim, die uns damals so viele heiße und bittere Thränen auspreßte, — da, noch auf dem Sterbebette, bat sie den Vater, mir nicht ein Joch aufzulegen, das mich unfehlbar erdrücken müsse, und diese letzte Bitte entschied über meine Bestimmung. Der Vater versprach, mir eine Laufbahn in der Welt zu eröffnen.

Die gute Mutter starb, aber trotz der Trauer, die unser Aller Herzen erfüllte, vergaß der Vater dennoch nicht seine Zusage. In Hamburg lebte ein Jugendfreund von ihm, ein Kaufmann, der ein blühendes Geschäft hatte, das sich selbst über die außer-europäischen Länder verzweigte. An diesen schrieb er und bat ihn um seinen Beistand und um Unterstützung für mich. Es war bestimmt worden, daß ich mich dem Handelsstande widmen sollte, und so konnte denn der Vater nichts Besseres für mich thun, als die Freundschaft seines ehemaligen Herzensbruders in Anspruch zu nehmen. Der Erfolg lehrte dies. Umgehend kam eine Antwort aus Hamburg zurück. Der Brief war kurz und bündig.

„Ich freue mich," schrieb der alte Freund des Vaters, „daß du dich meiner noch erinnert hast. Schicke mir deinen Kurt und so Gott seinen Segen gibt, will ich einen Mann aus ihm machen. Kosten soll er dich nicht einen Schilling, denn ich weiß wohl, Ihr Landpfarrer habt nichts übrig. Anbei fünf Louis-

d'ors für die Reisespesen und die herzlichsten Grüße von deinem alten Römhild."

Das war der ganze Inhalt des Briefes, dessen Worte unvergeßlich meinem Gedächtnisse eingeprägt blieben. Beruhte doch auf ihnen die ganze Wendung meines Lebens.

„Er ist noch der Alte!" sagte mein Vater mit einer Thräne der Rührung in den Augen, indem er mir das Schreiben reichte. „Lies, Kurt! Und ich hoffe, du wirst dem Vertrauen meines Freundes und der Erziehung deines Vaters Ehre zu machen suchen."

„Ja, das will ich, Vater!" erwiderte ich, mächtig erschüttert. „Herr Römhild soll nie Klage über mich führen dürfen. Ich werde meine Pflicht thun."

Ohne weiteren Verzug wurden die Vorbereitungen zu meiner Abreise getroffen, meine geringen Habseligkeiten in ein kleines Kofferchen gepackt und folgenden Tages mit mir nach dem nächsten Landstädtchen befördert, von wo ich mit der Post weiter fahren sollte.

„Fürchte Gott, thue recht, scheue Niemand!" Diesen Wahlspruch für's Leben gab mir mein guter Vater mit auf den Weg. Mit Thränen, die noch flossen, als ich das Landstädtchen schon erreicht hatte, nahm ich Abschied von ihm und meinem Bruder und mehrere Tage vergingen, ehe ich die tiefe Betrübniß über die Trennung von Denen überwinden konnte, die ich, wie ich jetzt erst merkte, mit einer Liebe umfaßte, von deren Innigkeit ich früher keine Ahnung gehabt hatte. Erst der Anblick der prachtvollen, reichen Welt-Handelsstadt Hamburg zerstreute die Bitterkeit meiner Gedanken und Empfindungen, ohne mich indeß zu verwirren oder zu ängstigen. Dieses Gewühl von Menschen, diese stolzen Häuserreihen, der Mastenwald der Schiffe im Hafen, Alles dies entzückte mich, ohne mir die geringste Besorgniß oder Furcht einzuflößen. Obgleich erst sechszehn Jahr alt, em-

pfand ich doch weder Schüchternheit, noch sonst ein beengendes Gefühl, sondern nur Freude, einen solchen herrlichen Schauplatz meiner zukünftigen Thätigkeit gefunden zu haben. Aus dem Postwagen steigend, nahm ich ohne weitere Umstände meinen kleinen Koffer auf die Schulter, fragte nach dem Handelshause des Herrn Römhild und fand mich nach einigen Kreuz- und Quergängen ohne Führer zurecht. Wohlgemuth trat ich in den Laden, den mir die Firma über der Thür als den rechten bezeichnete, und ging ganz keck auf den Ersten Besten der vielen Ladendiener los, um ihn zu ersuchen, mich zu Herrn Römhild zu führen. Der junge Mensch drehte sich nur ein wenig zur Seite und blickte einen ältlichen Herrn an, der seinerseits wieder mich mit scharfen Augen betrachtete und dann plötzlich rasch auf mich zutrat.

„Wer sind Sie? Wie heißen Sie?" fragte er kurz und bestimmt.

„Kurt Gotthold!" antwortete ich resolut. „Sind Sie Herr Römhild?"

„Ja, der bin ich und freue mich deiner Ankunft! Den Koffer *selbst* getragen? Von der Post her?"

„Freilich," erwiderte ich. „Da er keine Beine hat, mußte ich ihn schon tragen."

„Gut! Du weißt dir zu helfen! Ich sehe schon, du bist kein verzogenes Bürschchen. Was macht dein Vater?"

„Er ist wohl und munter, läßt Sie schön grüßen und schickt Ihnen den Brief hier. Und jetzt, wo soll ich den Koffer ablegen wo nachher zugreifen?"

„Thut dir's so noth, gleich an's Geschäft zu gehen?" fragte Herr Römhild schmunzelnd.

„Ja," sagte ich. „Zum Faullenzen hat mich der Vater nicht hergeschickt. Ich soll mich Ihnen dankbar beweisen, hat er mir anempfohlen und ich will meine Pflicht thun."

Herr Römhild lächelte immer freundlicher. „Ich sehe schon, wir werden fertig mit einander," sprach er nach einem scharfen Blicke, der bis in mein innerstes Herz zu dringen schien. „Adolph, weisen Sie dem neuen Lehrlinge Kurt seine Schlafstelle an. Da lege deinen Koffer ab, Kurt, und im Uebrigen magst du heute thun und vornehmen, was dir gefällt. Morgen aber geht's in's Geschäft."

Ich trollte ab. Adolph, einer der jüngeren Ladendiener, führte mich in ein Kämmerchen, ich stellte meinen Koffer auf den Fußboden, packte ihn aus, räumte meine Habseligkeiten in einen Schrank und eine Kommode und begab mich dann wieder in den Laden. In einem Winkel stand ein Laufbursche und kleisterte Düten. Da ich nichts Besseres zu thun wußte, und doch auch nicht müßig herumstehen wollte, ging ich zu ihm und half ihm. Das Geschäft ging mir bald eben so flink von der Hand, wie dem Burschen, und bald lag ein hübscher Haufen fertiger Düten vor mir. Da kam Herr Römhild aus dem Comptoir, sah mich, die Düten, und schmunzelte wieder.

„Brav!" sagte er im Vorübergehen zu mir. „Immer deutlicher seh' ich, wir werden fertig mit einander."

Nun denn, um kurz zu sein, ich kann wohl sagen, wir wurden fertig, und zwar ganz vortrefflich. Ich haßte die Trägheit und gewann sehr schnell ein lebhaftes Interesse an meinem Berufe. Herr Römhild beobachtete mich scharf und zeigte mir viel Freundlichkeit. Es freute ihn, daß ich mich keiner Arbeit schämte, sondern überall nach besten Kräften willig zugriff. Nach Jahr und Tag behandelte er mich, wie einen Sohn, weihte mich in seine Spekulationen ein und zeigte mir ein unbeschränktes Vertrauen. Da lernte ich den kleinen Mann erst recht kennen und fing an zu begreifen, welche hohe Bedeutung der Handel hat, der den Verkehr der entlegensten Völker und Länder zum Besten aller Menschen vermittelt. Nun ergab ich mich meinem Beru-

erst recht mit doppeltem Eifer, denn ich erkannte, daß ich mich dereinst der Menschheit nützlich beweisen konnte. Herr Römhild war kein Krämer, er war ein wirklicher Kaufmann mit weit reichendem Blicke und durchdringendem Geiste. Seine Handelsverbindungen reichten bis nach Ost- und Westindien, bis Amerika, vom äußersten Süden bis zum äußersten Norden, selbst bis nach China und Kamtschatka, und trotzdem vernachläßigte er dabei den kleinen Krämerhandel nicht, den er in seinem offenen Laden betrieb. Manches Mal hab' ich gesehen, wie er ohne Umstände ein paar Loth Kaffee oder Zucker für eine Dienstmagd mit derselben Hand abwog, die nur eben erst die Feder weggelegt hatte, mit welcher er durch wenige kurze Worte Tausende von Thalern in Cuba oder Brasilien oder Calcutta in Umlauf gesetzt hatte.

Eines Tages nahm ich mir die Freiheit, ihm meine Verwunderung darüber auszudrücken.

„Du meinst, ich solle mich des kleinen Verkehrs entschlagen," erwiderte er. „Ja, ja, ich könnt' es wohl, ohne großen Schaden für mich, aber siehst du, Kurt, der kleine Laden hat mich groß gemacht und darum soll er in Ehren gehalten werden, so lange ich lebe. Und merke dir's ein für alle Mal, Kurt: ein Kaufmann, der das Kleine nicht achtet, wird es nie zu etwas Rechtem und Großem bringen, denn aus kleinen Steinen setzt man die großen Häuser zusammen und aus Pfennigen und Schillingen sammelt man Thaler. Damit ich das nicht vergesse, behalte ich meinen Laden und wiege heute noch ein paar Loth Schnupftabak mit eben so viel Vergnügen ab, wie vor zwanzig Jahren, als ich mein kleines Geschäft anfing. Verstehst du mich nun?"

Ich verstand ihn wohl und meine Achtung stieg für diesen Mann, der das Kleinste wie das Größeste mit gleicher Energie und gleichem Eifer aufzufassen verstand.

Vier Jahre blieb ich bei Herrn Römhild und wäre noch länger geblieben, wenn er selber mich nicht fortgetrieben hätte.

Eines Tages kam er mit einem Briefe in der Hand zu mir, führte mich in sein Wohnzimmer und erklärte mir kurz und bestimmt, daß ich mein Bündel packen und nach Amsterdam abgehen müsse. Ich erschrak heftig, denn im ersten Augenblicke fürchtete ich, durch irgend ein Versehen mir sein Mißfallen zugezogen zu haben. Aber, meine Bestürzung bemerkend, beruhigte er mich auf der Stelle.

„He, mein lieber Kurt, du glaubst doch nicht etwa, ich schicke dich aus Unzufriedenheit fort," sagte er. „Nichts da! Aber du mußt gehen und dich in der Welt weiter umschauen um deiner selbst willen. Bei mir hast du nun gelernt, was du lernen konntest; jetzt sollst du sehen, wie es außerhalb Hamburg aussieht und dazu ist Amsterdam grade der rechte Ort. Verboekhoven und Compagnie brauchen einen Correspondenten und haben sich an mich gewendet, ihnen ein passendes Subjekt zu empfehlen. Die Stelle trägt zweitausend Gulden und du paßt dafür. Morgen gehst du also zu Schiffe."

„Aber ich will und mag nicht," antwortete ich. „Ich will bei Ihnen bleiben und Ihnen lieber umsonst dienen, als den Herren in Amsterdam für vieles Geld!"

Herr Römhild lächelte. „Du sollst mir auch später wieder dienen, Kurt," erwiderte er, legte seine Hand auf meine Achsel und sah mir liebevoll in die Augen. „Du sollst zu mir zurückkehren, — nach zwei, drei Jahren, aber — für jetzt gehst du! Du darfst mir nicht einseitig werden, du mußt in die Welt, — auch um meinetwillen! Denn siehst du, ich habe dich lieb, Kurt, und mit jedem Jahre würde mir die Trennung von dir schwerer fallen. Also kein Zögern mehr. Morgen gehst du zu Schiffe und nach drei Jahren, wenn du des alten Römhild noch gedenkst

so kommst du zurück und für immer. Jetzt keine Worte weiter, — entschieden ist entschieden!"

Wenn er in solchem Tone sprach, galt keine Widerrede mehr. Ich fügte mich und, im Grunde genommen, ich sah ein, Herr Römhild hatte Recht. Ein Kaufmann darf nicht einseitig werden, er muß die Welt und die Menschen von allen Seiten kennen lernen. Der Abschied wurde mir schwer genug, aber ich nahm doch den Trost mit, daß ich nach drei Jahren wiederkehren durfte. Was sind drei Jahre? Wie bald vergehen sie! Ich umarmte Herrn Römhild zum letzten Male; er küßte mich und gab mir eine Brieftasche. „Erst auf hoher See zu öffnen!" flüsterte er mir zu, dann schob er mich zur Thür hinaus.

Draußen standen die Buchhalter, die Commis und Lehrlinge, selbst die Markthelfer und Ausläufer. Alle nahmen herzlichen Abschied von mir und ich konnte mit dem weiteren Troste zu Schiffe gehen, daß man mich in gutem Andenken bewahren werde. In der That glaube ich, daß ich keinen Feind unter den Leuten hatte, wir waren immer friedlich und freundlich mit einander ausgekommen. Im Hafen lag ein dreimastiges Schiff segelfertig und wartete nur noch auf mich. Kaum befand ich mich an Bord, so wurde das letzte Ankertau gelöst, die Segel flatterten, die Brigg schoß stromab und eine halbe Stunde später lag Hamburg weit hinter mir.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Ich dachte, die paar Jährchen in der Fremde würden bald überstanden sein, dann würde ich nach Hamburg zurückkehren, in das Geschäft des Herrn Römhild wieder eintreten und ohne mich je wieder von ihm zu trennen, dort mein Leben in ruhiger aber thätiger Zurückgezogenheit beschließen. Aber Gott lenkte Alles anders. Ich kam nach Amsterdam, wurde von den Herren Verboekhoven und Compagnie mit großer Güte und Zuvorkommenheit empfangen und hatte das Glück durch redliche Pflichterfüllung sehr bald auch

das Vertrauen meiner neuen Principale zu erwerben. Etwa ein Jahr nach meiner Ankunft in Amsterdam machten sie mir den Antrag, ein mit kostbaren Waaren befrachtetes Schiff nach Ostindien zu begleiten, dort den Verkauf dieser Waaren zu vermitteln und mit indischen Produkten und Stoffen nach Amsterdam zurückzukehren.

Nach Allem, was ich Euch schon von meinem sehnsuchtsvollen Drange, die Welt zu schauen, mitgetheilt habe, könnt Ihr Euch denken, daß ich den Vorschlag mit beiden Händen ergriff. Mit freudigem und rastlosem Eifer besorgte ich die Einschiffung und sorgsame Verpackung der mir anvertrauten Waaren und arbeitete oft bis spät in die Nacht auf dem Schiffe, das mich nach Ostindien hinüber führen sollte. Schon waren die Vorbereitungen zur Abfahrt ziemlich beendigt und ich hoffte, nach zwei oder drei Tagen Anker lichten lassen zu können, als ein sehr unerwartetes und fatales Ereigniß einen großen Strich durch meine Rechnung machte.

Es war in einer finsteren Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag, als ich von der Susanne, — so hieß mein Schiff, — an den Strand zurückkehrte, um nach der angestrengten Arbeit des Tages die Ruhe und Erquickung des Schlafes zu suchen. Kapitän Friedrich rieth mir, die Nacht doch lieber auf dem Schiffe zu bleiben, als noch den weiten und einsamen Weg nach Hause zurückzulegen, — aber ich lehnte sein Anerbieten, mir einen Platz in seiner eigenen Cajüte einzuräumen, dankbarst ab, weil ich zu Hause noch einige nothwendige Schreibereien zu besorgen hatte. Diese wollte ich in der Frühe des anderen Morgens beseitigen und dann wieder auf das Schiff gehen, um die letzten Einrichtungen zu der weiten Seefahrt nach Ostindien zu treffen.

So bestieg ich denn ein Boot, ließ mich an das Ufer rudern und verfolgte mit schnellen Schritten die Richtung nach meiner

Wohnung. Doch ich sollte sie nicht erreichen. Kaum fünfhundert Schritte von der Landungstreppe entfernt, traf mich plötzlich ein heftiger Schlag auf den Kopf, der mich niederwarf wie ein Blitzstrahl und mir die Besinnung raubte. Was dann mit mir geschah, konnte ich erst später errathen. Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, befand ich mich in dem ganz finsteren Raume eines Schiffes, wie ich an der schaukelnden Bewegung und an dem Geräusche der anschlagenden Wellen bemerken konnte. Mein Kopf schmerzte, meine Glieder waren steif und wie gelähmt. Als ich stöhnend die Hand zu meiner Stirn aufhob, fand ich mein Haar von geronnenem Blute starr und zusammengeklebt. Jetzt erinnerte ich mich an den empfangenen Schlag und die Vermuthung, daß ich in die Hände von gewissenlosen Seelenverkäufern gefallen sein müsse, tauchte erschreckend in meinem Geiste auf.

Nicht lange darauf sollte sich diese Vermuthung vollständig bestätigen.

Schwere Schritte nahten meinem Gefängnisse, wie ich die dunkle Koje, in die ich eingesperrt war, füglich nennen konnte, und ein Mann mit einer Schiffslaterne trat zu mir ein. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich ihn an. Es war ein hoher, kräftiger Mann mit großem Barte und kleinen, stechenden, lebhaften Augen, von stämmiger Gestalt und mit Fäusten, die einen Stier hätten zu Boden schlagen können.

„Oho!“ rief er mir zu — „wir sind also wieder zur Besinnung gekommen und können ein vernünftiges Wort mit einander reden. Weißt du, Bursche, wo du dich befindest?“

„Auf einem Schiffe, denk' ich,“ gab ich zur Antwort.

„Ganz recht, ganz recht!“ sagte er mit rauhem Lachen. „Du bist wirklich verständiger, als ich glaubte. Ja, ja, auf einem Schiffe befindest du dich und zugleich auf dem gradesten Wege nach Borneo!“

„Aber was hab' ich hier zu thun?" fragte ich. „Warum bin ich mißhandelt und gewaltsam hierher geschleppt worden? Was verlangt man von mir? Ich begreife nicht, warum man sich an mir vergriffen hat."

„Du sollst es begreifen, mein Junge," antwortete der Kerl, — „und zwar gleich auf der Stelle, damit Alles klar zwischen uns Beiden wird. Höre mich ruhig an, benimm dich wie ein vernünftiger Bursche, und du wirst sehen, daß wir Beide noch ganz gute Freunde werden!"

Mit diesen Worten setzte er seine Laterne auf eine leere Tonne, kauerte sich daneben nieder, und erklärte mir so ruhig, als ob es sich um die gleichgültigsten Dinge gehandelt hätte, den Zusammenhang meines unglücklichen Abentheuers.

„Vor Allem mußt du wissen, mein Junge," sagte er, „daß ich Kapitän und Eigenthümer des Schiffes bin, welches sich jetzt deiner Gesellschaft erfreut. Vor vierzehn Tagen bin ich von der afrikanischen Küste im Hafen von Amsterdam eingelaufen, mit einer schönen Ladung von Elfenbein und anderen guten Dingen, aber nur mit der Hälfte der Mannschaft, welche mein schmuckes Schiff zur sicheren Führung bedarf. Ursache davon war ein böses Fieber, das an Bord ausbrach und mir meine besten Burschen wegraffte. Meine Waaren wurde ich schnell genug los, aber andere Leute für meine armen, gestorbenen Jungen konnte ich nicht bekommen, so viele Mühe ich mir auch gab. Nun, siehst du, da blieb denn nichts weiter übrig, als auf ein durchgreifendes Mittel zu denken und, weil es mit dem Handgelde nicht glückte, ein bischen Gewalt anzuwenden. Es ging nicht anders. Fort mußte ich, denn in Borneo erwartet man mich, und so legte ich mich denn mit meinen tapfersten Jungen ein paar Nächte in der Nähe des Hafens auf die Lauer, und du warest grade der Letzte, der mir an der genügenden Zahl meiner Mannschaft noch fehlte. Wir brachten dich an

Bord und segelten ab. Jetzt fragt sich's nur, ob du dich gutwillig fügen und arbeiten willst, oder ob ich gezwungen werden soll, Gewaltmittel bei dir anzuwenden. Klüger thust du, wenn du es auf Letzteres nicht ankommen läßt, denn klar und rund gesagt, Widerspenstigkeit würde dir nichts nützen, und dir nur einige Unannehmlichkeiten zuziehen. Also mache lieber gute Miene zum bösen Spiele, und wir werden dann gute Kameraden sein."

Ich entsetzte mich freilich vor der Aussicht, Monate lang unter vielleicht gewissenlosem und rohem Schiffsvolke dienen zu sollen, aber bei schneller Erwägung der Verhältnisse erkannte ich auch, daß es am besten sein würde, mich in das Unvermeidliche zu fügen. Doch einen Versuch wenigstens wollte ich machen, meine Freiheit auf gewisse Bedingungen hin wiederzuerlangen.

„Hören Sie mich an, Kapitän," erwiderte ich nach kurzem Besinnen. „Sie haben an mir einen schlechten Fang gemacht, denn ich verstehe nichts vom Seewesen und werde Ihnen also wenig nützen können. Dagegen, wenn Sie mir die Freiheit wiedergeben wollen, verspreche ich Ihnen ein gutes Lösegeld, das pünktlich bezahlt werden soll, und verpflichte mich außerdem, nie eine Klage auf Menschenraub oder Seelenverkäuferei gegen Sie anhängig zu machen. Wir können noch nicht weit von der Küste entfernt sein, — kehren Sie zurück, setzen Sie mich an's Land und bestimmen Sie dann mein Lösegeld."

Der Kapitän schüttelte den Kopf. „Es geht nicht," erwiderte er. „Wenn ich mich jetzt wieder am Lande blicken ließe, würde man mich sofort bei den Ohren haben, und überdies kann ich keine Hand auf dem Schiffe entbehren. Vielleicht, mein Junge, wenn wir in Borneo angekommen sind, läßt sich von dem Lösegelde wieder sprechen, denn am Ende, dort findet sich vielleicht ein Ersatz für dich; aber jetzt, für den Augenblick,

nichts da! Spare deine Worte, und gib nur rund heraus die Erklärung, ob du gutwillig dienen, oder mit Gewalt zum Dienste gezwungen sein willst?"

„Aber, Kapitän, ich verstehe nichts, durchaus gar nichts vom Dienste!"

„Wir werden dir alles Nöthige schon beibringen, ohne Sorge!" antwortete er. „Erkläre dich nur! Aber ein wenig schnell, denn viel Zeit haben wir nicht übrig hier!"

Nun denn, da galt kein langes Zögern. Mein Verstand sagte mir, daß es klüger und männlicher sei, das Unabänderliche mit Gelassenheit zu tragen, als in ohnmächtigem Trotze dagegen anzukämpfen, und so gab ich denn meine Bereitwilligkeit zum freiwilligen Dienste zu erkennen.

„Da es nicht anders geht, Kapitän, so füge ich mich," sagte ich zu ihm. „Ueber meinen guten Willen sollen Sie nicht zu klagen haben, ich will unter allen Umständen meine Pflicht thun, — aber Unkenntniß und Ungeschicklichkeit dürfen Sie mir nicht zur Last legen. Ich bin der Ihre, bis Sie selber ankündigen werden, daß wir über ein Lösegeld verhandeln können."

„Brav, mein Junge! Sehr brav!" sagte er und streckte mir seine rauhe, schwielige Faust hin. „Da schlag' ein! Du hast das beste Theil erwählt, und, mein Wort darauf, du sollst deine Fügsamkeit nicht bereuen. Die Anderen, die ich einsperrte, heulen, schreien und trotzen, und du bist der Einzige, der vernünftig ist! Das soll dir nicht vergessen werden. Und nun komm' nach Oben. Wir wollen nach deinem Kopfe sehen und einen Verband auf die Wunde legen, falls es nöthig sein sollte."

Der Mann hatte sich mit einem Male völlig umgewandelt. Anfangs finster, wild und abstoßend, war er jetzt die Freundlichkeit selbst, und ich segnete meine rasche und unbedingte Nachgiebigkeit, die ihn so entschieden zu meinen Gunsten gestimmt

hatte. Er faßte mich unter den Arm, führte mich auf das Verdeck, stützte mich, als ich schwankte, und stellte mich oben seiner Mannschaft vor, einer Rotte so wild aussehender Burschen, wie sie mir noch nicht schlimmer vor die Augen gekommen waren.

„Jungen!" schrie er ihnen mit Donnerstimme zu, — „schaut Euch den Burschen hier an! Er steht freiwillig zu uns, und mein Wille ist, daß er gut behandelt werde. Merkt's Euch, — und wehe dem, der ihm zu viel thut."

Die Kerle grinsten und lachten, und murmelten einige unverständliche Worte, die mir keine gute Vorbedeutung schienen, hinter uns drein, als der Kapitän mich in seine Kajüte führte. Hier ward ich gewaschen und verbunden, was mich bedeutend erleichterte, und meine Schmerzen wesentlich linderte. Nach einigen Tagen befand ich mich wohl und wieder ganz bei Kräften, so daß ich meinen erzwungen-freiwilligen Dienst antreten konnte. Der Kapitän wies mich einem Steuermanns-Gehülfen zu, welcher mich unterrichten sollte, und mit so viel Ruhe und Fassung, als ich in meiner ungewöhnlichen Lage irgend erringen konnte, trat ich mein neues Gewerbe an.

Die Gunst des Kapitäns besaß ich, es handelte sich also nur noch darum, die der Mannschaft zu gewinnen, eine Aufgabe, welche mir ziemlich schwierig erschien. Aber ich hatte schon meinen Plan entworfen und führte ihn unverzüglich aus, als ich mich den Matrosen zugesellen mußte.

„Hört, Leute," sagte ich zu ihnen, „obgleich ich nicht aus eigenem Antriebe und freiem Willen an Bord gekommen bin, so bin ich doch einmal da, und wünsche nun auch in gutem Vernehmen mit meinen neuen Kameraden zu stehen und Freud und Leid redlich mit ihnen zu theilen. Daß mir's damit ernst ist, will ich Euch beweisen. Seht hier meine ganze Baarschaft — es sind dreißig Dukaten. Ich liefere sie an Euch aus, und bin nun ärmer, als Jeder von Euch. Dagegen habe ich den festen

Entschluß gefaßt, ein richtiger Seemann zu werden, und bitte Euch nur, mir dazu behülflich sein zu wollen. Mein Lehrgeld habe ich bezahlt mit dem letzten Heller, den ich besaß!"

Die Bursche blickten sich unter einander an, nickten sich zu, und murmelten wie damals, als der Kapitän mich ihnen zum ersten Male vorstellte. Nur klang das Murmeln diesmal weit weniger drohend, und ich konnte schon bemerken, daß mein Verfahren einen guten Eindruck auf die Leute gemacht hatte. Plötzlich, nachdem sie noch ein Weilchen unter sich geflüstert, trat der Steuermanns-Gehülfe auf mich zu und schüttelte mir die Hand.

„Gut gesagt, mein Junge!" sagte er. „Deine Rede hat uns gefallen, und wir nehmen deine Dukaten wie deine Versprechungen an. Uebrigens magst du nur wissen, daß du die Dukaten so wie so hättest herausgeben müssen, denn das ist so Sitte hier, wenn ein Neuling unter uns kommt. Aber wir haben doch deinen guten Willen gesehen, und jetzt wirst du bald merken, daß es auch uns nicht an gutem Willen gegen dich fehlt. Wie heißt du?"

„Kurt Gotthold!"

„Nun denn, ein Hurrah für den Kurt, und von Stund' an gute Kameradschaft!"

Ein Hurrah aus den rauhen Kehlen hallte über das Verdeck hin, und zwanzig derbe grobe Fäuste streckten sich aus, um meine Hand zu schütteln. Der Bund war geschlossen, und ich galt von Stund' an als Gleicher unter Gleichen. Mein entschlossenes Benehmen ersparte mir zahllose Mißhandlungen, wie ich später wohl bemerkte, als die anderen, gleich mir gepreßten armen Teufel ebenfalls ihren Dienst antreten mußten. Mich ließ man nicht nur in Frieden, sondern ich wurde sogar mit großer Rücksicht behandelt, und mancher schwere Dienst wurde mir leicht gemacht durch die Anhänglichkeit der sonst so rohen

und wilden Matrosen, welche mir ihre entschiedene Gunst zugewendet hatten. Ich dagegen hütete mich wohl, diese Gunst wieder zu verscherzen. Stets bereit und fröhlich zur Arbeit scheute ich mich keiner Handleistung, und mit gutem Willen brachte ich es in kurzer Zeit so weit, daß ich mich wirklich nützlich machen konnte. Der Kapitän war zufrieden mit mir, und die Mannschaft, da sie sah, daß ich redlich ihre Mühen und Arbeiten theilte, trug mich fast auf den Händen.

So kamen wir nach Borneo, wo unsere Ladung gelöscht werden sollte. Da gab es viel zu thun, und ich bemerkte, daß der Kapitän, ein so guter Seemann er auch sein mochte, doch jedenfalls ein um so schlechterer Handelsmann war. Von Buchführung und kaufmännischem Betriebe war bei ihm keine Rede, und so gab es denn natürlich mancherlei Verwirrung und Unordnung.

„Kapitän," sagte ich da eines Tages zu ihm, „das muß anders werden, wenn Sie nicht an allen Ecken und Enden betrogen sein wollen. Lassen Sie mich ein wenig Ordnung machen, ich bin Kaufmann und verstehe mich auf das Geschäft!"

„Mit tausend Freuden, mein Junge!" erwiderte der Kapitän. „Ich sehe selber ein, daß ich nicht gut zurecht komme, und so ist mir dein Anerbieten doppelt willkommen!"

Von Stund' an galt ich auf dem Schiffe als Superkargo, und that mein Bestes, mich in dieser Stellung zu befestigen und zu erhalten. Die Waaren wurden geschäftsmäßig verkauft, andere Einkäufe dafür an Bord genommen, und über Alles ordentlich Rechnung abgelegt. Der Kapitän konnte einen namhaften Gewinn einstreichen, und ein noch größerer stand ihm an der neuen Fracht in Aussicht.

„Kurt, mein Junge," sagte er, als er die Geldsummen in seinen Schrank schloß, „du bist zu gut für einen Matrosen. Ich ernenne dich jetzt positiv zu meinem Superkargo und räume di

eine Kajüte neben der meinigen ein. Deinen Gehalt magst du selber bestimmen, wenn du nicht vorziehst, gewisse Prozente von unseren Handelsgeschäften zu nehmen."

So angenehm mir in gewisser Beziehung meine neue Stellung an Bord des Schiffes sein mußte, so konnte sie mich doch keineswegs mit dem Verluste meiner Freiheit aussöhnen. Anstatt daher auf den Vorschlag des Kapitäns einzugehen, erinnerte ich ihn daran, daß er mir Hoffnung gemacht hatte, mich nach der Ankunft auf Borneo gegen Lösegeld frei zu geben. Aber davon wollte er kein Wort hören.

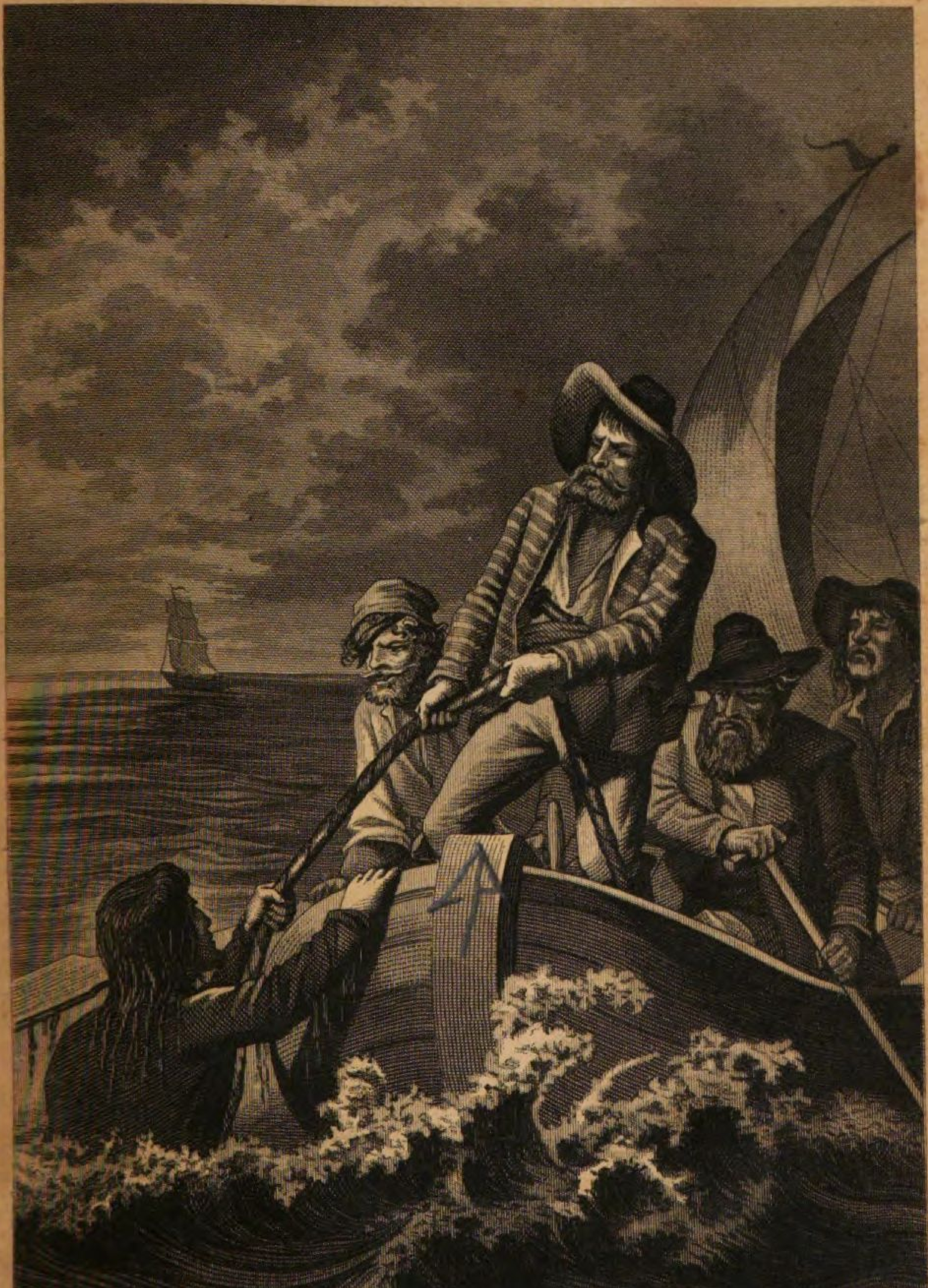
„Nichts da, Kurt!" fiel er mir schnell in die Rede. „Wenn ich dich auch als Matrosen entbehren könnte, so kann ich's doch jetzt nicht, da du mein Superkargo geworden bist. Nein, sei vernünftig, mein Junge! Was willst du auch? Du bist nach mir der Erste an Bord, und außerdem will ich deine Dienste so freigebig belohnen, daß du mit mir zufrieden sein wirst."

Ich sah wohl, es war am besten, mich zu fügen. Im Grunde genommen hatte ich jetzt ja dieselbe Stellung, die mir die Herren Verboekhoven und Compagnie zugedacht, und bis auf Weiteres glaubte ich, nach reiferer Ueberlegung, nichts besseres thun zu können, als vorläufig zu bleiben und das Leben und Treiben in den ostindischen Gewässern gründlich kennen zu lernen. Der Kapitän beabsichtigte, nach China und Japan weiter zu gehen, und zuletzt, vielleicht nach Jahresfrist, nach Europa zurückzukehren, und in den Hafen von Hamburg einzulaufen. Das Letztere bestimmte vollends meinen Entschluß. Der Name Hamburg hatte für mich einen zauberischen Klang. Bis zur Ankunft daselbst wollte ich bei meinem Kapitän aushalten, dann aber dem Schiffe Valet sagen, und zu meinem alten Herrn und Freunde Römhild zurückkehren, der mich, wie ich nicht zweifelte, gewiß mit offenen Armen empfing.

So wurden wir denn einig, der Kapitän und ich. Ein reichlicher Gehalt und ein Gewinn-Antheil an den Handelsgeschäften wurden mir zugesichert, und als Superkargo des Kapitäns Holberg machte ich die Fahrt nach China und Japan mit.

Von Borneo aus, auch später von Canton und Batavia aus schrieb ich nach der Heimath, theilte die Wendung meines Schicksals mit und bat, die Antworten nach Palembang auf Sumatra zu schicken, wo wir vor der Rückkehr nach Europa noch einen längeren Aufenthalt zu nehmen beabsichtigten. Aber keine Antwort auf meine Briefe traf ein, und ich mußte daher wohl annehmen, daß sie gar nicht an ihre Adresse gelangt waren. Dagegen traf mich auf Sumatra die erschütternde Nachricht von dem Tode meines geliebten alten Herrn und Freundes Römhild, welche von Hamburg aus an ein befreundetes Handelshaus, mit welchem auch Kapitän Holberg in Verbindung stand, gemeldet worden war. Diese Nachricht beugte mich tief und es war mir zu Muthe, als ob mir ein Vater gestorben wäre. Meine Sehnsucht, nach Hamburg zurückzukehren, schwand eilig dahin, und ich empfand jetzt eher einen Widerwillen dagegen, das verödete Haus zu betreten, dessen Seele für immer daraus gewichen war. Dennoch trat ich die Heimreise mit Kapitän Holberg an, nachdem dieser mir das Versprechen gegeben hatte, mich nach der Ankunft in Hamburg und nach dem Ordnen der dortigen Handelsgeschäfte aus seinem Dienste zu lassen. Meine Absicht war, dann meinen guten Vater auf ein paar Wochen zu besuchen, und schließlich nach Amsterdam zu gehen, wo ich bei meinen ehemaligen Principalen, den Herren Verbockhoven und Compagnie, wieder eine Anstellung und angemessene Thätigkeit zu finden hoffte.

Das war nun Alles recht gut und verständig, aber der liebe Gott in seiner höheren Weisheit hatte es dennoch anders



mit mir im Sinne. Am dritten Tage nach unserer Abreise von Sumatra stießen wir auf malayische Seeräuber-Prauen, welche unverzüglich Jagd auf uns machten. An einen Kampf mit diesen wohl bemannten und bewaffneten Schiffen war nicht zu denken, denn sie würden uns beim ersten Zusammentreffen in den Grund gebohrt haben. Also blieb uns nichts weiter übrig als schleunigste Flucht, zu welcher sofort die nöthigen Anstalten getroffen wurden. Zum Glück für den Kapitän Holberg wehte ein scharfer Wind, den wir nach besten Kräften benutzten. Jeder Fuß breit Segel, den unser Fahrzeug tragen konnte, wurde ausgespannt, und mit jubelndem Entzücken nahmen wir wahr, daß wir unseren Verfolgern an Schnelligkeit überlegen waren. Schon glaubten wir den Banditen entronnen zu sein, als plötzlich noch ein Räuberschiff hinter einer Landzunge, wo es bis dahin verborgen gelegen hatte, hervorschoß und uns den Weg zu versperren suchte. Durch eine hurtige Wendung entgingen wir zwar auch dieser unmittelbar nahe drohenden Gefahr, aber ein von der Prau auf Gerathewohl abgefeuerter Kanonenschuß riß unser Besahn-Segel weg und nun waren wir unzweifelhaft verloren, wenn der Schaden nicht sofort ausgebessert wurde. Zehn von uns, ich mit, stürzten uns sogleich in die Wanten und Strickleitern und fünf Minuten später waren die zerschossenen Taue wieder geschlißt und mit der früheren Schnelligkeit glitt unsere schmucke Brigg wieder durch die hochgehenden Wellen dahin. Ein allgemeiner Jubel gab die Freude über das gelungene Manöver zu erkennen und auch ich konnte mich nicht enthalten, in das fröhliche Geschrei mit einzustimmen. In diesem Augenblicke des Entzückens aber sollte mich ein Unfall treffen, der abermals, wie meine Entführung von Amsterdam, mein Lebensschifflein in eine ganz neue Richtung schleuderte. Eine mächtig heran rauschende Woge nämlich brach sich mit heftiger Gewalt an unserem Schiffe und schleuderte es mit einem Rucke

plötzlich auf die Seite. Ich hatte das Herankommen derselben in meiner Freude, den Seeräubern so gut wie schon entronnen zu sein, nicht bemerkt und wurde daher auf sehr unwillkommene Weise überrascht. Ohne Halt auf den Wanten stehend, denn meine Hände hatten unvorsichtig genug die Stricke losgelassen, warf mich der Stoß mit unwiderstehlicher Macht seitwärts, ich stürzte über Bord und mit dem Kopfe voran tauchte ich in das hochgehende Meer, dessen Wellen schäumend über mir zusammenschlugen. Mit aller Macht arbeitete ich mich zwar wieder empor, um vielleicht ein rettendes Tau zu erreichen, das mir vom Schiffe aus zugeworfen werden könnte, aber mit tödtlichem Entsetzen mußte ich gewahr werden, daß die Brigg in ihrem rasenden Laufe bei allen aufgespannten Segeln schon mehr als hundert Ellen von mir entfernt dahinschoß. Ich gab mich verloren. Von meinen Freunden konnte mir keine Hülfe und Rettung kommen, denn ein Beilegen des Schiffes würde es sicherlich in die Gewalt der verfolgenden Seeräuber geliefert haben und ein Boot auszusetzen war wegen der hochgehenden Wellen unmöglich oder wenigstens sehr schwierig. Und wie hätte es auch, selbst wenn man das Wagstück versuchte, das schnell segelnde Schiff wieder erreichen sollen? Nein, ich durfte mir keine Hoffnung vorspiegeln; mein Tod in den Wellen war gewiß und nur kurze Zeit konnte ich mit Aufbietung aller meiner Kräfte und der verzweifeltsten Anstrengung dagegen ankämpfen. Obgleich ein geschickter Schwimmer, legte ich mir in meiner entsetzlichen Lage doch die Frage vor, ob es nicht besser sei, den Todeskampf abzukürzen und mich ohne Widerstand von den Wogen verschlingen zu lassen? Ich versuchte es, ich sank, aber — der Instinkt, der uns antreibt, uns mit aller Kraft an das Leben anzuklammern, zeigte sich stärker, als meine Verzweiflung. Weiter kämpfend, tauchte ich wieder auf und hörte auch im nämlichen Augenblicke Stimmen, die dicht an meiner Seite er-

schallten. Ich wendete den Kopf danach hin und gewahrte ein Boot mit fünf oder sechs Männern, und in geringer Entfernung davon eine der Prauen, welche die Verfolgung unserer Brigg als nutzlos und hoffnungslos aufgegeben hatte. Man warf mir aus dem Boote ein Tau zu, ich ergriff es und einen Augenblick später befand ich mich im Boote, das sofort nach der Prau zurückruderte. Man schaffte mich an Bord und ich sah mich als Gefangener in der Gewalt der Seeräuber, während meine Kameraden und Schiffsgenossen wie auf Vogelschwingen frei und ledig davon segelten.

Gleichwohl empfand ich in jenem Momente weniger die Bitterkeit der Gefangenschaft, als vielmehr Freude über die ungehoffte Rettung meines Lebens. Welche Leiden und Gefahren mir auch bevorstehen mochten, jedenfalls bedrohten sie mich nicht so nahe als die Gefahr des Ertrinkens und außerdem flößte mir der Umstand, daß man eine Anstrengung zu meiner Rettung gemacht, einige Hoffnung ein, weniger grausam behandelt zu werden, als die Piraten der indischen Gewässer in der Regel ihre Gefangenen zu behandeln pflegten. Diese Hoffnung indeß sollte mir bald genug benommen werden.

Kaum an Bord der Prau angelangt, führte man mich zum Befehlshaber derselben, einem wild aussehenden Manne mit dunkelbraunem, bärtigem Gesicht und brennenden, stechend schwarzen Augen. Er sprach englisch und aus seinen Fragen wurde mir sofort die Ursache klar, welcher ich meine Rettung verdankte. Der Capitän befragte mich nach der Ladung der entronnenen Brigg und nach dem nächsten Hafen, in welchen sie einlaufen werde. Als ich ihm wahrheitsgemäß antwortete, daß sie direkt nach Europa zurücksegele, stieß er eine Verwünschung aus. Augenscheinlich hatte er erwartet, Capitän Holberg werde irgend eine der nächstgelegenen Inseln besuchen und darauf Hoffnungen gebaut, sich später noch der entwischten Beute zu

versichern, Hoffnungen, welche durch meine Aussagen vereitelt wurden. Ein Wink seiner Hand verabschiedete mich und ich wurde nun ohne weitere Umstände in den untersten Raum der Prau geschleppt, wo man mich einsperrte, indem die Lukenklappe über meinem Kopfe geschlossen wurde.

Es war stockfinster in dem Raume; gleichwohl hatte ich bei dem Offenstehen der Luke bemerkt, daß ich nicht der einzige Gefangene da unten war, und ein schwerer Seufzer in meiner Nähe bestätigte diese Wahrnehmung.

„Wer ist hier?" fragte ich, erst englisch, dann deutsch, dann holländisch.

„In der letzteren Sprache wurde mir geantwortet.

„Ein Unglücklicher, wie Sie, mein Herr," erwiderte eine Stimme, — „denn ich muß wohl annehmen, daß Sie ebenso wie ich, einer Rotte verwegener Schurken in die Hände gefallen sind."

„Leider, so ist es," entgegnete ich. „Wissen oder vermuthen Sie, welch ein Schicksal unserer wartet?"

„Jedenfalls kein rosenfarbenes!" antwortete er. „Entweder werden Sie sich durch eine große Summe Geldes aus der Gefangenschaft lösen müssen, was man mir bereits angekündigt hat, oder Sie werden nach irgend einem Schlupfwinkel der Piraten geführt und müssen Zeitlebens Sklavendienste thun, vorausgesetzt, daß Sie nicht Lust haben, mit den Wölfen zu heulen und ebenfalls Seeräuber zu werden."

„Und wenn ich mich dazu geneigt zeigte?"

„Nun, dann würden Sie allerdings Ihre Freiheit wieder erlangen, aber freilich nur, um früher oder später mit Ihren sauberen Kameraden von einem englischen oder holländischen Kriegsschiffe gefangen und an die Raanocke gehangen zu werden. Man macht kurzen Prozeß mit den Piraten."

„Jedenfalls will ich mir die Sache überlegen," erwiderte

ich. „Es behagt mir nicht, hier eingesperrt zu sein, wie ein Wolf, oder unter Schlägen und Fußtritten Sklavendienste zu thun, wie ein Hund. Aber, wenn ich fragen darf, wie geriethen Sie in die Gewalt dieser Leute?"

„Ich machte eine Lustfahrt an der Küste von Sumatra in meiner Yacht, die Piraten überfielen uns, tödteten meine Begleiter und schonten mich nur, um mir ein ungeheures Lösegeld zu erpressen, da sie mich als einen der reichsten Kaufleute und Plantagen-Besitzer in Palembang kannten. Die Schurken hatten mir aufgelauert und obgleich ich mich jetzt noch sträube, wird mir zuletzt doch nichts weiter übrig bleiben, als die geforderte Summe zu bezahlen. Ich fürchte nur, die räuberischen Bursche steigern noch ihre Forderung, wenn ich allzu bereitwillig nachgebe, und darum zögere ich."

„Aber wenn sie die Geduld verlören und Ihrem Leben ein Ende machten?"

„Sie werden sich hüten. Sie hätten dann nichts als einen todten Mann, für den kein Mensch ihnen nur die kleinste Silbermünze gibt. Nein, nein, sie wissen wohl, die Halunken, was der Kopf des Mynheer Van Buren aus Palembang werth ist!"

Van Buren! Diesen Mann kannte ich dem Namen nach, denn an ihn besonders war ich von Verboekhoven und Compagnie empfohlen worden, als ich in ihrem Auftrage die Handelsfahrt nach Indien antreten sollte. Der Mann galt für unermeßlich reich und zugleich für einen Sonderling. Im ersten Augenblicke wollte auch ich mich ihm zu erkennen geben, aber ich besann mich gleich darauf anders. Ich hatte schon halb und halb einen Plan zu meiner Befreiung entworfen, dessen Hauptgrundlage die war, mich bei den Seeräubern anwerben zu lassen und die erste beste Gelegenheit zur Flucht zu benutzen.

„Aber wer sind Sie eigentlich?" fragte mich plötzlich

Mynheer Van Buren. „Und in welcher Weise hat man Sie aufgeschnappt und an Bord dieses schändlichen Fahrzeugs gebracht?“

„Ich bin nur ein armer Teufel, um den Niemand sich kümmert,“ entgegnete ich und erzählte kurz, durch welche Ereignisse ich in die Gewalt der Piraten gekommen war.

„Das ist freilich schlimm,“ sagte Van Buren. „Unter diesen Umständen werden Sie wohl bis an Ihr Lebensende die Sklavenkette tragen müssen. Indeß, wir wollen sehen! Vielleicht gelingt es mir, Sie durch mein Lösegeld mit zu befreien und ich will wenigstens die Forderung danach stellen.“

„Wie dem auch sei,“ erwiderte ich, — „jedenfalls will ich lieber ein tapferer Pirat als ein elender Sklave werden und das zwar je eher, je lieber!“

Ich sprach nicht ohne Absicht in dieser Weise, denn schon seit einem Weilchen hatte ich an gewissen Zeichen bemerkt, daß unsere Unterhaltung belauscht wurde. Mynheer Van Buren ahnte übrigens davon augenscheinlich nichts, sondern gerieth über meine Aeußerung in heftigen Unwillen. „Sie sind ein schlechter Mensch!“ sagte er zornig. „Unter solchen Umständen werde ich kein Wort mehr um Sie verlieren!

„Wie's beliebt,“ antwortete ich kalt. „Sie sind reich, ich bin arm, — Sie sind alt, ich bin jung! In Ihren Verhältnissen würde ich wie Sie reden, gestatten Sie nun, daß ich in den meinigen rede und handle, wie es mir am vortheilhaftesten scheint. Das Piraten-Leben hat jedenfalls großen Reiz und man kann dabei schneller Reichthümer erwerben als in irgend einem anderen Stande!“

„Elender!“ murmelte Mynheer Van Buren, wendete sich von mir ab und beobachtete fortan ein verachtungsvolles Schweigen.

Ich überließ ihn sich selbst und erwartete mittlerweile nicht ohne Spannung den Erfolg meiner List.

Die Voraussetzung, daß wir von den Seeräubern belauscht würden, sollte sich als richtig bestätigen. Nach Verlauf von etwa einer Stunde wurde die Lukenklappe über uns wieder geöffnet und man rief mir zu, ich solle herauf kommen. Froh der gelungenen List gehorchte ich augenblicklich und wurde zum zweiten Male vor den Piraten-Kapitän geführt, welcher mich jetzt aber in ganz anderer Weise als das erste Mal empfing.

„He, mein Junge, plaudern wir ein wenig," redete er mich an und deutete zugleich auf einen Stuhl, auf dem ich Platz nehmen sollte. „Ich habe mich jetzt überzeugt, daß du mir bei unserer ersten Unterredung die Wahrheit gesagt hast und wenn du sonst vernünftig bist, so können wir noch gute Freunde werden. Sprechen wir über deine Zukunft! Was meinst du, sollen wir dich als Gefangenen betrachten oder ziehst du es vor, Kameradschaft mit uns zu machen?"

„Am liebsten würde ich es sehen, Herr," antwortete ich, „wenn Sie mich an der ersten besten Küste an's Land setzten und mich laufen ließen!"

„Das kann nicht geschehen, mein guter Gesell," erwiderte er lachend. „Es bleibt dir nur Eine Wahl: entweder Gefangener oder Kamerad."

„Und was hab' ich in jedem einzelnen Falle zu erwarten?" fragte ich.

„Das will ich dir kurz und bündig sagen," entgegnete er. „Als Gefangener wirst du in irgend einen unserer Schlupfwinkel geführt, mußt arbeiten wie ein Pferd und wirst behandelt wie ein Hund; als Kamerad trittst du in unsere Reihen ein, brauchst von Niemanden Befehle anzunehmen als von mir, bist ein freier Mann und empfängst deinen Antheil an unserer Beute.

der dich bald zu einem reichen Manne machen wird, wenn wir ein wenig Glück haben. Nun wähle!"

„Die Wahl ist nicht sehr schwierig," sagte ich mit Ruhe; „ich will lieber Gleicher unter Gleichen, als Aller Hund und Sklave sein."

„Du hast weise gewählt, mein guter Bursche," sprach der Piraten-Kapitän beifällig. „Folge mir, ich werde dich deinen Kameraden vorstellen."

Wir begaben uns auf Deck und drei Schläge, welche der Kapitän mit einem Hammer gegen eine große Glocke führte, versammelten im Nu die ganze Schiffsmannschaft um uns.

„Hier, meine Freunde, ein neuer Kamerad," redete sie der Kapitän an. „Er ist freiwillig zu unserer Fahne getreten und so hoff' ich, Ihr werdet ihn willkommen heißen!"

Die Bursche schrieen mir ein Hurrah aus rauhen Kehlen zu, umringten mich, schüttelten mir die Hand und wünschten mir Glück zu meiner klugen Handlungsweise. Hierauf wies man mir meinen Posten bei der Bedienung eines Geschützes an und so war ich denn als erklärter Seeräuber ohne weitere Umstände an- und aufgenommen.

Ich muß gestehen, leicht war es mir nicht, meine Rolle unter dieser ruchlosen und verwilderten Rotte, dem Abschaume der Menschheit, durchzuführen; aber ich wußte nur zu gut, daß bei dem geringsten Verdachte, den ich diesen Leuten einflößte, mein Leben nicht eine Bohne werth war, und so nahm ich mich zusammen und bewachte jede Miene meines Gesichtes, überlegte jedes Wort, das über meine Lippen kam.

Ein glücklicher Zufall half mir, die Leute in ihrer Täuschung über mich zu erhalten. Wir begegneten nämlich auf dem Kurs nach dem Schlupfwinkel, den wir eingeschlagen hatten, um dort die bereits gemachte Beute abzuliefern, einem anderen Piratenschiffe, das nicht zu unserer Bande gehörte und uns als gute

Prise zu betrachten schien. Seine feindlichen Absichten machte uns ein Kanonenschuß klar. Die Kugel sauste durch unser Takelwerk, machte ein Loch in unser großes Mars-Segel und brachte den Kapitän aus seiner Kajüte hervor, welcher nun sogleich die nöthigen Befehle gab, den Kampf anzunehmen.

„Die Schurken!" schrie er. „Sie glauben uns überlegen zu sein, weil sie zwei Kanonen mehr führen als wir, aber zeigt ihnen einmal, Jungen, was Ihr zu leisten im Stande seid. Gebt ihnen Schuß um Schuß zurück und zielt hübsch niedrig, damit keine Kugel verloren geht!"

Ich zeigte mich sehr eifrig zum Kampfe und ging mit leichtem Herzen an die Blut-Arbeit, da sie nicht braven, rechtschaffenen Leuten, sondern nur einem Gesindel galt, das jedenfalls nicht besser war, als meine eigenen lieben Freunde und Genossen. Der Kapitän hatte, wie ich bald merkte, ein Auge auf mich, um zu sehen, ob ich auch wirklich so tapfer sei, als ich mich anstellte. Aber das kümmerte mich nicht. Wenn es sich darum gehandelt hätte, ein ehrliches Schiff anzugreifen, würde ich freilich nur mit Widerstreben zum Gefecht gegangen sein, in diesem Falle aber handelte es sich nur um Räubergesindel, von dem die Welt zu befreien für ein Verdienst gelten konnte, und so rührte ich mich nach besten Kräften. Hier hieß es, tödte oder werde getödtet, und so denn also: frisch zu!

Nicht lange, so waren beide Schiffe in dichte, schwere Wolken von Pulverdampf eingehüllt, die sich bei jeder abgefeuerten Lage noch dichter und erstickender auf uns niedersenkten. Trotzdem schossen wir unverdrossen fort, bis der Kapitän, als die Schiffe sich hinreichend genähert hatten, Befehl ertheilte, Vorbereitungen zum Entern zu treffen.

„Hurrah, Jungen!" schrie er uns zu, — „die Sachen stehen gut! Jetzt noch eine Lage Kartätschen über das feindliche Deck hin und dann zu den Enterhaken!"

Wir luden Kartätschen! Die ganze Breitseite wurde mit einem Male gelöst; vernichtend wie eine Donnerwolke, fegte der Eisenhagel über das Deck unserer Gegner, jetzt faßten die Enterhaken den feindlichen Bord und bissen sich mit scharfen Zähnen in die eichenen Planken ein. Den Zusammenstoß erwartend, sprangen wir, mit Pistolen, Beilen und Säbeln bewaffnet, von den Kanonen auf Deck und dann, als die Schiffe krachend an einander geriethen, mit einem Hurrah an Bord des Feindes. Ich war unserem Kapitän dicht auf den Fersen. Zuerst feuerte ich meine Pistolen einigen wild aussehenden, von Pulver geschwärzten Banditen in's Gesicht und nun schwang ich mein Beil und hieb blind wüthend, ohne Wahl, auf unsere Gegner ein.

Mit unwiderstehlicher Wucht drangen wir vor und gewannen Raum. Da mit einem Male glitt unser Kapitän auf den mit Blut bespritzten, schlüpfrigen Planken aus, stürzte auf die Kniee und hätte sich wahrscheinlich nie wieder erhoben, wenn ich nicht dicht an seiner Seite gefochten hätte. Ein riesiger Kerl nämlich, der uns gegenüber stand, hob schon eine mit Stacheln gespickte, schwere, eiserne Keule auf, um ihm, ehe er sich wieder aufrichtete, den Schädel zu zerschmettern, da schleuderte ich mit aller Kraft mein Beil und traf den Riesen so glücklich, daß er mit gespaltener Stirn, wie vom Blitze getroffen, zusammenbrach.

„Danke!“ rief mir mein Kapitän zu, indem er wieder auf seine Füße sprang. „Jetzt nur vorwärts und wir werden bald freie Bahn haben!“

Ich raffte einen blutigen Säbel auf, der auf dem Verdecke mir grade zur Hand lag, und schlug wieder blind darauf los. Doch unsere Gegner leisteten seit dem Falle des Riesen, bei dessen Sturze sie ein Wehegeheul ausgestoßen hatten, nur noch schwachen Widerstand. Schritt um Schritt wichen sie zurück,

bis sie nicht mehr weiter konnten, ohne über Bord in's Meer zu stürzen und nun warf der Rest die Waffen weg und ergab sich auf Gnade und Ungnade. Der Kampf war aus und wir die Sieger.

Mitten im Triumphgeschrei aber fühlte ich meine Füße unter mir wanken und eine schwarze Wolke trat vor meine Augen. Jetzt erst merkte ich, daß ich einige Wunden empfangen hatte, aus denen der Quell meines Lebens fortströmte und ich sank besinnungslos auf das blutbefleckte Verdeck nieder. Was dann mit mir geschah, erfuhr ich erst später, als ich nach langer und schwerer Ohnmacht wieder zum Bewußtsein gelangte.

Man hatte mich aufgehoben, auf den ausdrücklichen Befehl des Kapitäns in dessen Kajüte getragen, meine Wunden sorgsam mit einem Verbande versehen und mir die aufmerksamste Pflege gewidmet. Der Kapitän selbst saß neben meinem Lager, als ich zum ersten Male wieder die Augen aufschlug und gab unverholen seine Freude darüber zu erkennen, daß ich dem Leben erhalten bleiben würde. Er lobte meine Tapferkeit, dankte mir für den glücklichen Beilwurf, der ihm das Leben gerettet und dem feindlichen Kapitän das seinige geraubt hatte und theilte mir mit, daß ich in Folge meines wackeren Verhaltens zum Offizier vorgerückt sei. Uebrigens war er sehr erfreut über die reiche Beute, die mit dem genommenen feindlichen Schiffe in unsere Hände gefallen sei und versprach mir einen wohlgemessenen Antheil davon.

Die letzte Kunde ließ mich innerlich sehr gleichgültig, da ich nicht die mindeste Neigung empfand, meine Hände mit ungerechtem, geraubtem Gute zu beflecken; desto mehr aber freute ich mich meines Aufsteigens im Range, weil ich dadurch aller Wahrscheinlichkeit nach leichter eine Gelegenheit zum Entwischen fand, als wenn ich unter dem Trosse der übrigen Piraten geblieben wäre. Außerdem erinnerte ich mich auch des Mynheer

Van Buren, welcher so edelmüthig und uneigennützig meine Befreiung hatte bewirken wollen und von Neuem gab ich mir das Versprechen, nicht zu fliehen, ohne auch einen wirksamen Versuch zu seiner Rettung gemacht zu haben.

Der Ausdruck meiner Freude schien den Kapitän zu befriedigen und er theilte mir noch ferner mit, daß wir in wenigen Tagen einen der Piraten-Schlupfwinkel erreichen und dort die Theilung der gemeinsamen Beute vornehmen würden. Ich könne dort meine Genesung ruhig abwarten und solle nicht eher wieder zum Dienste herangezogen werden, als bis ich vollständig wiederhergestellt sei.

Alle diese Mittheilungen lauteten für mich günstig und bestärkten mich in der Hoffnung auf das Gelingen meiner Pläne. Glücklich erreichten wir auch am dritten Tage nach dieser Unterredung eine Insel, welche nach einer später von mir angestellten Berechnung kaum weiter als vierzig bis fünfzig Seemeilen von Sumatra entfernt liegen konnte, und liefen in eine Bucht ein, die den sichersten und zugleich auch den verstecktesten Hafen bildete, den ich noch je in meinem Leben gesehen hatte. Der Strand, in der ganzen prächtigen Fülle tropischer Vegetation prangend, war von einer Menge einzeln im frischesten Grün liegender Hütten bedeckt und auf einem felsigen Vorsprunge erhob sich eine Art von Kastell mit gewaltigen Thürmen und Mauern, aus deren Schießscharten drohend die Mündungen zahlreicher und schwerer Geschütze hervorblickten. Dieses Kastell diente augenscheinlich zum Schutze des Hafens und der Hütten und schien mir allerdings stark genug, um selbst großen etwa einlaufenden Kriegsschiffen Respekt einzuflößen.

Lauter Jubel brach aus, als unsere Schiffe sich der Küste näherten und kaum hundert Schritt von ihr entfernt Anker warfen. Der Strand wimmelte von Menschen und eine zahllose Menge kleiner Boote stieß vom Strande ab, um die angekomme-

nen Freunde von den Schiffen abzuholen und in die Mitte ihrer Familien zu führen. Der Kapitän wehrte ihnen nicht, nachdem nur erst hinlänglich für die Sicherheit der Schiffe gesorgt war, und was mich anbetraf, so schaffte man mich in eines der Boote hinunter und brachte mich an's Land, wo ich in eine der nächstgelegenen und schönsten Hütten einquartiert wurde.

Hier blieb ich volle acht Tage, ohne weiter etwas zu sehen oder zu hören von dem, was außerhalb der Hütte vorging. Eine Wärterin sorgte für meine Bedürfnisse, ein ziemlich geschickter Arzt behandelte meine Wunden und der Kapitän besuchte mich von Zeit zu Zeit, um nach meinem Befinden zu sehen und die Fortschritte meiner Genesung zu beobachten. Er wünschte sehr meine schleunige Wiederherstellung, denn er beabsichtigte einen neuen Kreuzzug, bei welchem er meine Dienste, wie er sagte, nur ungern entbehrte. Gleichwohl mußte er sich zuletzt entschließen, ohne mich auszulaufen, denn meine Wunden waren in der That nicht leicht und ich hatte außerdem eine Menge Blut verloren. So kam er denn eines Tages zum letzten Male, drückte sein Bedauern aus, mich zurücklassen zu müssen und ließ durch zwei Leute eine Kiste in mein Zimmer stellen, welche, wie er bemerkte, meinen Beute-Antheil enthielt. Ich konnte mich eines freudigen Ausrufes nicht erwehren, als der Kapitän mir seine unmittelbar bevorstehende Abfahrt anzeigte. Zum Glück für mich gab der Pirat diesem Ausrufe eine andere Bedeutung und bezog ihn auf die Freude, die ich seiner Ansicht nach über meinen Reichthum empfinden müsse.

„Ja, ja, mein Freund, man hat dich nicht vergessen,“ sagte er. „Du wirst die Kiste mit werthvollen Sachen angefüllt finden und ich hoffe, das wird dir ein Sporn zu künftiger Tapferkeit und Todesverachtung sein, die du schon so trefflich bewährt hast. In vier Wochen sehen wir uns wieder, und dann werden wir mitsammen eine neue Fahrt unternehmen und neue Schätze er-

beuten. Nur getrost, mein Freund, bei unserem Gewerbe lächelt dem Kühnen das Glück. Sorge nur, daß ich dich bei meiner Rückkehr in der vollen Frische und Kraft der Gesundheit wiederfinde."

Meine Antwort wurde von einem Kanonenschusse übertönt, welcher den Kapitän an Bord rief. Er drückte mir noch einmal die Hand, nickte mir zu und entfernte sich.

„Gott sei Dank!" murmelte ich hinter ihm her. „Er beargwohnt mich nicht und nun, denke ich, wird bald die Stunde meiner Befreiung schlagen!"

Die Abreise des Kapitäns befreite mich von einer großen Sorge, denn ich hatte, um keinen Verdacht gegen mich in ihm aufkommen zu lassen, mit peinlicher Sorge die Maske der Verstellung tragen müssen und das immer in Furcht, doch am Ende von ihm durchschaut zu werden. Aber jetzt fühlte ich mich sicher, und dieses Gefühl der Sicherheit und Sorglosigkeit war es vielleicht, welches die Heilung meiner Wunden auf wunderbare Weise beförderte. Schon am vierten Tage nach dem Absegeln des Piratenschiffes konnte ich mein Schmerzenslager verlassen und noch einige Tage später gestattete mir der Arzt, nach Belieben Spaziergänge auf der Insel zu machen und mich nur vor der stärksten Mittagsgluth und der nicht selten empfindlichen Abendkühle zu hüten.

Mehrere Gründe bewogen mich, von dieser Erlaubniß fleißig Gebrauch zu machen. Erstens beschleunigte der Genuß der freien Luft meine völlige Genesung, zweitens konnte ich irgend eine Gelegenheit ausfindig machen, meine beabsichtigte Flucht in's Werk zu setzen und drittens wollte ich mit aller Vorsicht Nachforschungen nach Mynheer Van Buren anstellen, um wo möglich auch zu seinen Gunsten etwas vorzubereiten.

Die nächsten acht Tage schon belehrten mich, daß es gar nicht sehr schwierig sein würde, mich selber in Sicherheit zu bringen.

Die Insel war, eine kleine Besatzung des Kastells ausgenommen, fast nur von Frauen und Kindern bewohnt und Niemand setzte auch nur das geringste Mißtrauen in mich, oder beobachtete meine Schritte mit argwöhnischen Augen. Im Gegentheil erfüllte man alle meine Wünsche mit der größesten Bereitwilligkeit und übergab mir sogar ohne alles Bedenken ein Boot, als ich eines Tages den Wunsch ausdrückte, eine Spazierfahrt zur See um die Insel zu machen. Der Kapitän hatte mich also ohne Zweifel aus Dankbarkeit dafür, daß ich ihm das Leben gerettet, vor seiner Abfahrt allen Zurückbleibenden sehr angelegentlich empfohlen und mehr als jemals freute ich mich der gelungenen List, eine Zeitlang Räuber unter den Räubern gespielt und sozusagen mit den Wölfen geheult zu haben. Unerschütterlich fest stand aber natürlich mein Entschluß, mich sobald als möglich dieser Genossenschaft zu entziehen und ich wäre gewiß auch schon in den nächsten Tagen nach meiner Genesung heimlich davon gesegelt, wenn mich nicht der Wunsch, Mynheer Van Buren's Befreiung zu versuchen, noch auf der Pirateninsel zurückgehalten hätte. Aber acht Tage vergingen, ohne daß ich etwas von ihm sah oder hörte, bis ich mich endlich dazu entschloß, gradezu nach ihm zu fragen, da ich es ohne besondere Gefahr wagen zu dürfen glaubte. Ich erkundigte mich bei dem Doktor und empfing auf der Stelle Auskunft.

„Er ist im Kastell eingesperrt, der alte Herr," lautete die Antwort, die ich bekam.

„Also ist er immer noch widerspenstig und eigensinnig?" sagte ich mit verstelltem Verdruß. „Man sollte doch einige Zwangsmittel bei ihm anwenden. Auf dem Schiffe schon habe ich mir Mühe gegeben, ihn zur Zahlung seines Lösegeldes zu bewegen, aber der zähe, geizige, alte Bursche wollte nichts davon hören. Trotzdem hätte ich wohl Lust, einen neuen Versuch bei ihm zu machen. Ist es erlaubt, zu ihm zu gehen?"

„Ihnen unzweifelhaft, Lieutenant!“ erwiderte der Doktor. „Dem Freunde und Lebensretter unseres tapferen Kapitäns stehen hier alle Thüren offen!“

„Nun, so begleiten Sie mich zu ihm, Doktor,“ sagte ich rasch. „Ich denke, wir werden dem Kapitän einen Gefallen thun, wenn es uns gelingt, den Eigensinn des hartnäckigen Mannes zu brechen und ihn zum Nachgeben zu bewegen.“

Der Doktor stimmte mir bei und nahm nicht den geringsten Anstand, mich zu dem Gefangenen zu führen. Der Kerkermeister öffnete uns bereiwillig die Thür und wir traten zu Mynheer Van Buren ein.

Wie ich es erwartet hatte, warf er, als er mich erkannte, einen Blick voller Abscheu und Verachtung auf mich und wendete mir den Rücken zu. Dieses schon mußte den Doktor überzeugen, daß wir keinerlei Einverständniß mit einander hatten und mehr noch trugen zu dieser Ueberzeugung die barschen Antworten bei, welche der Gefangene mir mit sichtbar zur Schau getragenen Widerwillen auf meine Fragen ertheilte.

„Also immer noch hartnäckig, wie auf dem Schiffe, Mynheer?“ redete ich ihn an. „Was hilft es Ihnen? Geben Sie nach, zahlen Sie das verlangte Lösegeld und Sie werden um so eher Ihre Freiheit wiedererlangen!“

„Ich unterhandle nicht mit einem Elenden, wie Sie sind!“ entgegnete er. „Entfernen Sie sich! Ihre Nähe ist mir verhaßt!“

„Nicht so hitzig, Mynheer! Ich meine es gut mit Ihnen nnd rathe Ihnen nur, vernünftig zu sein. Wollen Sie wirklich ganz ohne Noth Ihre Kerkerhaft bis in's Unendliche verlängern? Sie wissen wohl, daß man Sie nicht freigibt, ehe man nicht Ihr Geld sieht!“

„Möchtet Ihr gezwungen werden, es geschmolzen zu verschlucken!“ rief er heftig aus. „Uebrigens, was habe ich mit

Ihnen zu thun? Verlassen Sie mich! Es ist mir unerträglich, mit einem elenden Ueberläufer reden zu müssen!"

„Gut denn," sagte ich kaltblütig, — „ich gehe; aber ich werde wiederkommen, vielleicht heute Abend noch, und dann wollen wir den Gegenstand von Neuem besprechen. Vielleicht, da Ihnen meine Gegenwart so unangenehm ist, werden Sie sich um so eher dazu verstehen, Ihr Lösegeld zu zahlen, nur um mich los zu werden. Auf Wiedersehen also, Mynheer Van Buren!"

Er murmelte eine Verwünschung hinter mich her; ich aber entfernte mich lachend aus dem Kerker, indem ich wiederholt gegen den Doktor äußerte, daß ich den grimmigen alten Herrn am Abend gewiß wieder besuchen werde, wenn man mir den Zugang zu ihm gestatte. Der Doktor fand nicht das geringste Bedenken dabei und befahl selber dem Kerkermeister, mir zu jeder Stunde bei Tage oder bei Nacht, Einlaß zu gewähren. Der Mensch machte freilich ein mürrisches Gesicht dazu, aber ich söhnte ihn sofort mit meinem Vorhaben aus, indem ich ihm versprach, ein paar Flaschen Wein mitzubringen, damit wir gemüthlicher miteinander und mit dem Gefangenen plaudern könnten.

„Und dann," setzte ich hinzu, „bleiben wir zusammen, bis der alte, zähe Eisenkopf seine Anweisung auf das Lösegeld geschrieben hat und sollten wir bis zum hellen lichten Tage warten müssen!"

Jetzt grinste der Kerkermeister und forderte mich selber auf, nicht gar zu spät zu kommen und lieber ein paar Flaschen mehr als weniger mitzubringen, damit wir dem Gefangenen auch ein Gläschen vergönnen könnten. Ich versprach es und äußerst zufrieden mit dem gewonnenen Ergebnisse entfernte ich mich.

Meiner Sache jetzt ziemlich gewiß traf ich alle Vorbereitungen zur Flucht. Bei anbrechender Nacht schaffte ich unter dem

Vorwande, den Kerkermeister damit zu bewirthen, eine Menge Lebensmittel in den Kahn, auf welchem ich in letzter Zeit meine Lustfahrten gemacht hatte, schickte meine Pflegerin mit einem halben Dutzend Flaschen voraus, ließ dem Kerkermeister sagen, er möge nur einstweilen ohne mich versuchen, ob der Wein gut sei und führte nun meinen Nachen in eine nahe am Kerker gelegene Bucht, wo ich ihn sorgfältig an einer versteckten Stelle verbarg. Nun wartete ich eine gute Weile, bis ich glauben durfte, daß der Kerkermeister eine oder ein paar Flaschen Wein geleert haben könne und begab mich dann erst in das Gefängniß, als der Stand der Sterne etwa die zehnte Stunde der Nacht verkündigte. Jetzt aber ging ich muthig und entschlossen an's Werk. Mein Plan war einfach, den Kerkermeister trunken zu machen, ihn zu überwältigen und dann mit Mynheer Van Buren zu entfliehen. Nach den getroffenen Einleitungen konnte dieser Plan kaum mißlingen und mit um so größerer Zuversicht schritt ich also dem Kerker zu.

Alles glückte noch besser, als ich selber zu hoffen gewagt hatte. Als ich eintrat, fand ich den Kerkermeister schon vollständig betrunken in der Zelle des Gefangenen.

„Der alte, hartnäckige Bursche“ rief er mir mit schwerer Zunge entgegen, indem er auf Mynheer Van Buren deutete, — „er will nicht trinken, so oft ich ihm auch schon ein Glas angeboten habe! So trinke du mit mir, Kamerad! Auf dein Wohlsein!“

Und wieder stürzte er ein volles Glas hinunter, während ich mich nur stellte, als ob ich tränke, in Wirklichkeit aber den Wein in den Sand schüttete.

Mynheer van Buren schien äußerst entrüstet über meinen Besuch in so später Nacht und über die Gesellschaft des trunkenen Kerkermeisters, welche er meinen Anordnungen zu verdanken hatte. Er warf mir verächtliche und zornige Blicke zu, die

ich indeß ganz und gar nicht beachtete, sondern mir nur alle mögliche Mühe gab, den Kerkermeister vollends besinnungslos zu machen. Nach einer halben Stunde war dies gelungen. Nicht mehr im Stande, den Wirkungen des Weines zu widerstehen, fielen ihm die Augen zu und er schlief so fest ein, daß ich seine Anwesenheit nicht mehr zu fürchten brauchte. Jetzt wendete ich mich zu Mynheer Van Buren, reichte ihm ein Glas Wein hin und sagte: „Trinken Sie, zur Stärkung! Aber schnell, wir müssen fort!"

Mit Abscheu wendete er sich von mir ab.

„Mynheer Van Buren," fuhr ich fort, „das Spiel ist aus, die Maske fällt und ich kann Ihnen jetzt wieder mein wahres Gesicht zeigen. Wenn Sie frei sein wollen, so folgen Sie mir. Ein Nachen liegt hundert Schritte von hier bereit, uns aufzunehmen, und wenn Gott mit uns ist, können wir in zwei bis drei Tagen Sumatra erreicht haben."

Er blickte mich an, überrascht, erstaunt, zweifelnd und ungläubig. Als er jedoch meine lächelnde Miene bemerkte, schien ihm plötzlich eine Ahnung der Wirklichkeit zu kommen.

„Mein Himmel!" rief er aus, — „Sie stellten sich nur als Seeräuber, um Alle zu täuschen! Ich verstehe!"

„Gewiß, so verhält es sich," erwiderte ich. „Und damit Sie sich vollends überzeugen, daß ich nicht die mindeste Lust habe, Seeräuber zu bleiben, so folgen Sie mir auf der Stelle. Wir haben ohnehin keine Zeit zu versäumen, wenn wir bei anbrechendem Tage aus dem Bereiche der Insel sein wollen."

Mynheer van Buren zögerte keinen Augenblick, meiner Aufforderung zu folgen. Wir verließen das Gefängniß, dessen Thür ich hinter uns doppelt verschloß und verriegelte, für den Fall, daß der Kerkermeister früher, als wir wünschen durften, aufwachen sollte und eilten dann dem Strande zu, wo ich meinen Kahn verborgen hatte. Er war zur Stelle; wir stiegen ein,

ich ergriff ein Ruder und leise glitten wir über das ruhige Wasser, im Schatten des Gebüsches, aus der Bucht in das offene Meer hinaus. Hier, wo keine Gefahr mehr unmittelbar drohte, zog ich ein Segel auf und mit verdoppelter Schnelle flog das leichte Boot unter dem Drucke eines frischen, günstigen Windes dahin. Als die Sonne aus dem Meere aufstieg, lag die Piraten-Insel so weiter hinter uns, daß unsere spähenden Blicke sie nicht mehr zu entdecken vermochten und wir konnten uns also vor jeder Verfolgung vorläufig gesichert halten. Außerdem hielt auch der günstige Wind an und unser kleines Boot segelte so flink dahin, wie eine Seemöve, die flüchtig über das Wasser schießt.

Ausführlich mußte ich nun Mynheer Van Buren die Begebenheiten der nächsten Vergangenheit erzählen und er reichte mir mit einem freundlichen und dankbaren Blicke die Hand, als ich beilaufig erwähnte, daß ich nicht ohne ihn von der Piraten-Insel hatte flüchten wollen. Als ich dann nichts mehr zu erzählen wußte, fragte er nach meinem früheren Leben, nach meiner Herkunft, nach meinen Aussichten für die Zukunft, und ließ nicht eher ab, als bis ich ihn selbst in die geringsten Einzelnheiten meines ganzen Lebens eingeweihet hatte. Hierauf versank er in ein tiefes Sinnen, aus dem er erst wieder aufwachte, als ich ihm ein Frühstück brachte, das ich aus den mitgenommenen Vorräthen, so gut ich eben konnte, zubereitet hatte.

„Danke, mein lieber Kurt," redete er mich mit meinem Vornamen vertraulich an, indem er zugleich ohne Umstände zulangte. „Ich danke, es wird nicht das letzte Mal sein, daß wir von derselben Tafel speisen und darum wollen wir von jetzt an als gute Freude mit einander umgehen. Du erlaubst doch, daß ich dich bei deinem Vornamen nenne, der meinem Herzen schon lieb geworden ist?"

Natürlich hatte ich nicht die geringste Einwendung zu

machen, sondern sprach ohne Rückhalt meine Freude über die natürliche Vertraulichkeit des Mynheer Van Buren aus. Sein offen zur Schau getragenes Wohlwollen gegen mich erweckte die gleichen Gefühle, vermischt mit Achtung und Ehrerbietung, in mir gegen den liebenswürdigen alten Herrn, und als wir nach glücklich zurückgelegter Fahrt endlich in Palembang anlangten, war es bereits zwischen uns ausgemacht worden, daß ich unter sehr günstigen Bedingungen in das Geschäft des Mynheer Van Buren eintreten sollte, eine Anordnung, mit welcher ich natürlich vollkommen einverstanden und äußerst zufrieden war.

Mit dem Einlaufen in den Hafen von Palembang war ich zugleich in den Hafen der Ruhe eingelaufen, denn von jetzt an erlebte ich wenigstens keine Abenteuer so wilder Art mehr, wie meine Entführung aus Amsterdam und mein Treiben unter den Seeräubern. Gleich einem Strome floß mein Leben dahin. Mynheer Van Buren, wie ich sehr bald erkannte, als ich erst Einsicht in die Bücher genommen, einer der reichsten Handelsherrn in Ostindien, bewahrte mir andauernd seine Gunst und väterliche Zuneigung, welche sogar so hoch stieg, daß er mir seine einzige Tochter zum Weibe gab. Meine gute Katharine wurde mir zwar durch den Tod wieder entrissen, als ich kaum fünf Jahr in der glücklichsten Ehe mit ihr gelebt hatte, aber in meinem Verhältnisse zu ihrem Vater verursachte dieser Trauerfall keine Aenderung. Ich blieb der Sohn des Hauses und Mynheer Van Buren war mir stets ein liebevoller Vater, bis zuletzt im vorigen Jahre auch ihn der Himmel in hohem Alter zu sich nahm.

So lang er lebte, konnte ich es nicht über's Herz bringen, von ihm zu scheiden und ihn allein in seinem verwaisten Hause zurückzulassen, obgleich ich oft an die deutsche Heimath zurückdachte. In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Palembang hatte ich mehrmals nach Hause geschrieben, aber nie eine

Antwort empfangen. Die Briefe mußten also verzettelt oder verloren gegangen sein. Später wendete ich mich einmal an ein englisches Handelshaus mit der Bitte, in Deutschland Erkundigungen über die Meinigen einzuziehen. Auch da mußte ich lange warten, ehe eine Nachricht einlief. Leider enthielt sie, als sie endlich kam, die Trauerbotschaft von dem Tode unseres Vaters. Was aus dir, guter Ephraim, geworden war, konnte mein Correspondent mir nicht angeben. So war denn das Anknüpfen eines Briefwechsels auch mit dir, dem Bruder, unmöglich gemacht. Eine Reise in die Heimath wäre vielleicht das rechte Mittel gewesen, dich ausfindig zu machen, aber obgleich ich wirklich die Absicht hegte, diese Reise zu unternehmen, traten doch immer Umstände ein, welche die Verwirklichung derselben verhinderten. Dann meine Verheirathung, der Tod meiner guten Frau, die beginnende Altersschwäche meines zweiten Vaters, in Folge deren die ganze Last seiner ausgedehnten Geschäfte auf meinen Schultern ruhte, — genug, je größer der Zeitraum wurde, der mich von der Heimath trennte, desto größer wurden auch die Schwierigkeiten, den Entschluß zu der weiten Reise zu fassen, bis endlich der Tod meines guten Schwiegervaters eintrat. Da stand ich allein in der fremden Welt, ich fühlte mich vereinsamt, und meine Sehnsucht nach der Heimath erwachte mit neuer Stärke. Ich verkaufte mein Hab' und Gut, ging mit Bio, meinem treuen Diener, zu Schiffe nach England, von da nach Hamburg, wo ich das Grab meines alten braven Lehrherrn Röhmhild besuchte, dann nach Eurer Residenz, wo ich Erkundigungen über dich einzog, Bruder Ephraim, und endlich — hierher, wo ich, Gott sei Dank, dich und die Deinigen, und so es dem Himmel gefällt, in der alten Heimath auch eine neue gefunden habe, — vorausgesetzt, daß Ihr den Onkel Kurt bei Euch dulden wollt!

Aller Hände streckten sich liebevoll dem Onkel entgegen, und

der Pfarrer stand auf, um den Bruder in seine Arme zu schließen. Man sah es natürlich für ausgemacht an, daß Onkel Kurt das Dorf nicht wieder verlassen dürfe, und verhandelte allerlei Pläne in Bezug auf seine Bequemlichkeit, denen er lächelnd zuhörte, bis er endlich dem Gespräche eine Wendung gab.

„Genug, Kinder," sagte er. „Lassen wir vorläufig die Zukunft ruhen. Ich will mir mein Restchen bei Euch schon so behaglich machen, daß Ihr Alle zufrieden sein werdet; aber bevor es dahin kommt, möchte ich nun auch hören, wie es Euch, und besonders dir, guter Ephraim, seit meiner Entfernung aus der Heimath ergangen ist."

Dieser Wunsch war zu natürlich, um nicht erfüllt werden zu müssen. Der Pfarrer zeigte sich sogleich bereit, eine Schilderung seines Lebenslaufes zu geben, versparte aber die Erzählung für den folgenden Abend auf, da es für heute doch schon zu spät war. Der Onkel wurde also auf morgen vertröstet, und man begab sich in das Haus, um nach den aufregenden Begebenheiten des Tages Ruhe, Sammlung und Erquickung in den weichen Armen des Schlummers zu suchen.

Drittes Kapitel.

Thue stets deine Pflicht.

Am nächsten Morgen hatte der Onkel Kurt wieder allerlei mit dem Nachbar Banquier zu verhandeln, welcher ihn sogar zu Tische bei sich behielt, so daß er erst Nachmittags in das

Pfarrhaus zurückkehrte. Was er auch mit dem Banquier für Geschäfte gehabt haben mochte, sie mußten jedenfalls zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sein, denn er kam mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt von ihm wieder zurück, und aus seinen Augen glänzte und funkelte nichts, als der allerheiterste Sonnenschein.

„Endlich!“ rief ihm der Pfarrer entgegen, der sich im Schweiße seines Angesichts abmühete, eine Erdgrube zur Ueberwinterung seiner zarteren Gewächse im Garten auszuwerfen; — „endlich bis du wieder da, Bruder Kurt! Ich glaubte schon, du würdest gar nicht mehr kommen, aber nun triffst du auch grade zu rechter Zeit ein, um mir noch ein bischen helfen zu können!“

„Helfen? Bei was?“

„Ja, siehst du, Bruder, du könntest die Erde, die ich auswerfe, ein bischen auf die Seite karren, in jenen Winkel dort, dann werden wir um eine Stunde eher fertig, und haben den ganzen Abend recht ungestört für uns.“

„Erde karren? Ich?“ erwiderte Onkel Kurt lachend. „Nein, Bruder, das möchte eine sehr ungewohnte und zu schwere Arbeit für mich sein.“

Der gute Pfarrer lächelte ein wenig verlegen. „Nun, nun, ich verlange ja nicht, daß du dich übermäßig anstrengen sollst,“ erwiderte er. „Am Ende muß es auch ohne Hülfe gehen, wenn es auch freilich ein wenig länger dauern wird.“

„Nichts da, nichts da, lieber Bruder!“ fiel Onkel Kurt rasch ein, — „so ist es nicht gemeint! Geholfen soll dir werden, nur in ein wenig anderer Weise, als du verlangst. Komm' nur heraus aus deinem Loche! Wenn es gemacht werden muß, so ist morgen mein Bio da, der kann arbeiten. Jetzt wollen wir plaudern, und vor allem Anderen mußt du mich auch ein wenig mit deinen Blumenschätzen bekannt machen. Das ist ein

Feld, wo ich noch viel zu lernen haben werde, wenn ich dir später einmal wirklich nützliche Dienste leisten soll."

Wenn Onkel Kurt weiter nichts bezweckte, als vorläufig seinen Bruder von der schweren Arbeit abzuziehen, so konnte er sicher kein besseres Mittel wählen, als die Aufforderung, ihm seine Blumen zu zeigen. Der gute Pfarrer warf in der That auf der Stelle das Grabscheit zur Seite, und schwang sich mit freudeglänzendem Blicke aus der Grube heraus.

„Du sollst sie sehen, Alles sehen," sagte er, „und es wäre mir doch wirklich sehr lieb und angenehm, wenn du dich mit meinen schönen, zarten Lieblingen befreunden könntest. Du glaubst gar nicht, lieber Bruder, wie großen Genuß, wie viele Freude die Pflege der Blumen gewährt. Da sieh' nur meine Georginen! Ist es nicht eine wahre Pracht? Immer eine Blüthe schöner wie die andere! Selbst bei Banquier's drüben findest du sie nicht in solcher Fülle und Schönheit!"

Onkel Kurt bewunderte die allerdings herrlichen Blumen gebührender Maßen, und ging mit dem Bruder den ganzen Garten durch, bis er alle Schätze desselben ganz genau kennen gelernt hatte. Geduldig hörte er auf alle Auseinandersetzungen und Erklärungen des Pfarrers, der mehr und mehr in Eifer gerieth, und lernte dabei alle die kleinen Wünsche kennen, welche das Herz des Bruders erfüllten. Still vor sich hin lächelnd, prägte er sie sorgfältig seinem Gedächtnisse ein, und rieb sich manches Mal vergnügt die Hände, wenn der Bruder gelegentlich auch auf den Nachbar Banquier zu sprechen kam und sein Bedauern ausdrückte, daß mit demselben so gar nicht zu verkehren sei.

„Aber ich weiß nicht, der Mann ist bei alledem doch so übel nicht," warf Onkel Kurt bei einer Bemerkung dieser Art ein. „Mich hat er recht zuvorkommend empfangen, und sogar dich und die Deinigen zu morgen . . ."

„Nun, zu morgen?“ fragte der Pfarrer neugierig, als Onkel Kurt lächelnd inne hielt, — „was ist zu morgen?“

„Dich und die Deinigen,“ fuhr Kurt fort, „hat der Nachbar eingeladen zu morgen auf ein kleines Festmahl, wobei die künftige gute Nachbarschaft gefeiert werden soll!“

„Mich und die Meinigen? Eingeladen? Zu guter Nachbarschaft? Der reiche Banquier? Unmöglich, Bruder, unmöglich!“ rief der Pfarrer mit dem Ausdrucke so komischer Verwunderung aus, daß Onkel Kurt sich auf die Lippe beißen mußte, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. „Du willst dich über mich lustig machen, Bruder! Es kann nicht sein!“

„Aber ich wiederhole dir, und zwar ganz ernsthaft, daß der Nachbar dich und die Deinigen durch mich einladet, morgen ein freundliches Mahl bei ihm auf der Villa einzunehmen, und ein für alle Mal gute Nachbarschaft zu feiern. Es kann mir also nicht einfallen, mich über dich lustig zu machen, guter Ephraim!“

Noch immer hegte der Pfarrer Zweifel an diesem Unerhörten, bis Onkel Kurt nochmals auf das Bestimmteste versicherte, daß die Einladung ergangen, und durchaus ernst zu nehmen sei. Dann ober wollte er grade in aller Hast forteilen, um seiner Frau die unerwartete Neuigkeit zu verkündigen, als Frau Elisabeth eben schon selbst aus dem Hause in den Garten trat, und nun, allerdings ebenfalls nicht ohne Verwunderung, die überraschende Nachricht mitgetheilt erhielt.

„Nun, nun, ich sehe schon, wie das zusammenhängt,“ sagte sie nach einer kleinen Pause stillen Nachdenkens. „Der Herr Banquier wird seine Ursachen haben, unserem Bruder sich gefällig zu zeigen, und so verdanken wir ganz einfach dem Onkel Kurt eine Aufmerksamkeit, die uns ohne ihn niemals erwiesen worden wäre.“

„Nichts da, Frau Schwägerin," nahm dagegen Onkel Kurt rasch das Wort, „der Nachbar wünscht in der That nichts eifriger, als gute Nachbarschaft zu halten, und somit handelt es sich also viel weniger um mich, als um Sie!" Aber wie dem auch sei, jedenfalls verspreche ich mir von morgen einen recht vergnügten Tag, und in Erwartung dessen wollen wir das Gespräch darüber für heute ruhen lassen. Bruder Ephraim, du bist mir deine Lebensgeschichte schuldig, die Stunde ist da, ich dächte, wir vertiesten uns ein wenig in die Vergangenheit!"

Gutmüthig lächelnd erklärte sich der Pfarrer bereit; man nahm die Plätze in der Jelängerjelieber-Laube ein, wo sich die Kinder bereits zum Abendessen versammelt hatten, und nach genossenem einfachen Mahle nahm, wie gestern Onkel Kurt, so heute der Pfarrer Gotthold als Erzähler das Wort, und begann:

Ueber meine Jugend kann ich bis zu dem Zeitpunkte, wo du von uns schiedest, Bruder Kurt, füglich rasch hinweggehen, denn du hast sie ja mit mir zusammen erlebt. Auch die nächsten späteren Jahre brachten nichts Außerordentliches, als einzig und allein die Nachricht von deinem spurlosen Verschwinden, die uns, dem Vater und mir, vielen Kummer verursachte. Wir mußen endlich wohl, da Jahre verstrichen, ohne eine Aufklärung zu bringen, annehmen, daß du auf irgend eine Weise verunglückt und nicht mehr am Leben seiest, und betrauerten deinen vermeintlichen Verlust aufrichtig und tief.

Mittlerweile setzte ich unter der Aufsicht und Leitung des Vaters in gewohnter Weise meine Studien fort, um mich zur Universität und zu einem späteren geistlichen Amte vorzubereiten. Ich darf wohl sagen, daß ich fleißig war, denn ich bin keineswegs so eitel, mir meinen Fleiß als ein Verdienst anzurechnen. Du kennst ja das Wort, das der selige Vater häufig und bei jeder passenden Gelegenheit anzubringen pflegte, da es

ja auch dir zu einem Leitsterne deines Lebens geworden ist, das Wort, man müsse unter allen Umständen seine Pflicht thun. Nun also, ich that meine Pflicht nach besten Kräften, und die guten Folgen blieben nicht aus. In jüngeren Jahren, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, konnte ich zur Universität abgehen. Der Vater entließ mich mit dem alten Spruche, der mit seinem Leben und seinem ganzen Thun und Denken verwachsen schien: „Thu' deine Pflicht!" und mit dem festen Entschlusse, seiner Mahnung Folge zu leisten, trat ich meine Wanderung nach der Musenstadt an.

Du weißt wohl, Bruder Kurt, wie wenig der Vater mit weltlichen Mitteln gesegnet war, und da er selber kaum nothdürftig zum Leben hatte, so konnte er natürlich auch nicht viel an mich wenden. Desto eifriger bemühte ich mich, ihm auch das Wenige noch zu ersparen, und zu meiner großen Freude gelang es mir, durch Privat-Unterricht neben meinen Studien so viel zu erwerben, daß ich dem Vater während meiner Studien wirklich keinen Pfennig kostete. Allerdings wohl mußte ich mich kümmerlich genug behelfen, und von dem flotten Studentenleben, wie es in Saus und Braus so viele andere junge Leute führten, war bei mir keine Rede. Ich hatte keine Zeit dazu. Die halben Nächte, welche Andere durchschwärmten, mußte ich am Arbeitstische zubringen, um die zum Stundengeben angewendete Tageszeit wieder einzubringen. Meine einzige Erholung war ein Spaziergang des Sonntags. Der mußte mich für die ganze kommende Woche erquicken und stärken.

Mancher spottete über mich, und nannte mich einen armseligen Bettel-Studenten. Das schmerzte wohl, doch ich überwand auch solche Kränkungen, und tröstete mich, richtete mich auf an dem Bewußtsein: „Du thust deine Pflicht!" Alles Andere sollte und durfte mich nicht kümmern, und mit der Zeit brachte ich's auch in der That dahin, daß mich solche Spöttereien

gar nicht weiter anfochten. Auch waren es nur wenige rohe Gesellen, die in so gehässiger Weise gegen mich verfuhren. Die Meisten gingen gleichgültig an mir vorüber, und einige Wenige gab es auch, die mir einige Freundlichkeit und Achtung bewiesen. Das half wieder über manches Schmerzliche und Bittere hinweg, und am Ende, die Jahre gingen hin, und nach beendigten Studien, als ich zum Vater zurückkehrte, konnte ich mir mit frohem Gefühle und leichtem Herzen sagen: „Du hast deine Pflicht gethan! Komme nun, was da wolle! Mit dir und deinem Gott bist du in Frieden!“

Heimgekehrt, prüfte der Vater meine Zeugnisse, fühlte mir scharf auf den Zahn, ob ich auch etwas Rechtes gelernt habe, und reichte mir zuletzt seine Hand. „Ich bin zufrieden mit dir, Ephraim!“ sagte er. „Du warest ein pflichtgetreuer Mensch, und Solchen ergeht es zuletzt nicht übel. Jetzt fort nach der Residenz! Du mußt dein Examen machen, und so du es, wie ich hoffe, mit Gottes Hülfe ehrenvoll bestanden, wird Gott auch weiter für dich sorgen!“

Ich war wohl sehr glücklich über des Vaters Lob, aber seine Erinneruug an das bevorstehende Examen preßte mir doch einen Seufzer aus. An dieses Examen hatte ich schon oft mit schwerem und bangem Herzen gedacht; nicht aus Besorgniß wegen etwa mangelhafter Kenntnisse, — nein, Gott sei Dank, darüber konnte ich ziemlich ruhig sein, — sondern wegen der schweren Kosten, die dabei unvermeidlich waren. Der Aufenthalt in der Residenz war theuer; dann mangelte es mir an einem sauberen Anzuge, wie ihn jeder Kandidat doch anständiger Weise haben muß, und dabei war ich zwar ohne Schulden von der Universität fortgegangen, aber ich hatte auch keinen Pfennig mehr in der Tasche. Was sollte da nun werden? Woher die schweren Kosten nehmen? Wo Unterstützung und Beistand finden? Reiche Verwandte hatten wir nicht, fremde Menschen

kümmerten sich um uns nicht, — wahrlich, es war kein Wunder, daß der Gedanke an das Examen wie ein schwerer Alp auf meiner Seele lastete.

Der Vater errieth ohne Zweifel meine Befürchtungen und Sorgen. Lächelnd schaute er mich eine Weile an; dann ging er an seinen Schreibtisch, zog eine Schublade auf, deutete hinein, und sagte sanft: „Sieh' hierher, Ephraim!“

Ich schaute, ich staunte, ich wußte nicht, wie mir geschah und ob ich meinen Augen trauen dürfe. In dem Schubkasten lag ein ganzer Haufen blanke Thaler, wirkliche blanke Thaler, eine unzählbare Menge, wenigstens für mich unzählbar, der ich wie geblendet auf diesen Schatz hinstarrte.

„Barmherziger Gott!“ rief ich aus, — „dies ist ein Wunder!“

„Kein Wunder!“ entgegnete der Vater lächelnd, — „sondern die ganz einfache und natürliche Folge treuer Pflichterfüllung. Da siehst du, mein Sohn, wie gut es ist, wenn der Mensch seine Pflicht thut! Dieses Geld ist dein, du hast es dir erspart, und Gott wird geben, daß auch Segen auf ihm ruhe!“

„Ich? Erspart?“ stammelte ich. „Aber ich weiß von nichts, lieber Vater!“

„Desto besser weiß ich,“ sagte er. „Hast du denn vergessen, daß ich dir fünfzig Thaler jährlich für deine Universitätsjahre aussetzte? Diese fünfzig Thaler habe ich an meinem kleinen Gehalte erspart, und da du sie nicht brauchtest, weil du rechtschaffen arbeitetest und deine Pflicht thatest, so konnte ich sie jedes Jahr zurücklegen, und bewahrte sie treulich auf in der sicheren Erwartung, daß dir die kleine Summe eines Tages wohl werde zu Statten kommen. Da liegen nun hundertundfünfzig Thaler, sie sind dein, nimm sie, mein lieber Ephraim,

und gestehe mir, daß auch dein Vater seinerseits nach besten Kräften seine Pflicht gethan hat!"

Bruder Kurt, du kannst dir denken, was meine Seele bei diesem Auftritte empfand. Die Fürsorge, die Liebe des guten Vaters erschütterten mich bis in's innerste Herz hinein, ich war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen; in Thränen ausbrechend, stürzte ich in seine Arme, und weinte lange an seiner Brust. Der Vater streichelte liebreich meine Wangen.

„Ei, ei, Ephraim," sagte er, als der Sturm der Gefühle in meinem Herzen sich allmählig beruhigte, — „wie konntest du daran zweifeln, daß dein Vater weniger auf seine Pflicht bedacht sein würde, als du? Wie konntest du nur einen Augenblick glauben, daß ich für mich verwenden würde, was für dich bestimmt war? Nein, mein Sohn! Wer die Lehre gibt, der muß auch das Beispiel geben, um die Lehre doppelt eindringlich zu machen. Und nun nichts mehr über diese Sache. Nimm das Geld und reise mit Gott nach der Residenz."

Der Vater duldete in der That nicht, daß noch weiter über seine Aufopferung gesprochen wurde, und lehnte sogar jedes Wort des Dankes von meiner Seite ab. Desto eifriger betrieb er meine Vorbereitungen zur Abreise. Er gönnte mir keine Ruhe mehr, sondern setzte selber den folgenden Tag zur Reise fest. Hoffnungsfreudig verließ ich ihn, leider, ach, um ihn nicht lebend wiederzusehen.

In der Residenz gestaltete sich zunächst Alles nach meinen Wünschen und Hoffnungen. Ich miethete mir gleich nach meiner Ankunft ein kleines Hinterstübchen bei einem Tischlermeister, den ich später als einen kreuzbraven, wohlwollenden, wahrhaft christlichen Mann kennen lernte, kaufte mir die nöthigen Kleidungsstücke, und machte dann die erforderlichen Besuche bei den gestrengen Herren des Consistoriums, von deren Urtheil nach gemachtem Examen es abhing, ob oder ob nicht ich zu Pfründe

nahme eines geistlichen Amtes für fähig erklärt werden würde. Man nahm mich überall mit größerer Freundlichkeit auf, als ich selber erwartet und gehofft hatte, und besonders der Herr Superintendent und Ober-Consistorial-Rath David empfing mich mit einer Güte und Herablassung, welche mir die freudigsten Aussichten auf eine milde Beurtheilung eröffnete. Er erkundigte sich nach dem Vater, erwähnte seiner als eines alten Studiengenossen, lobte und rühmte sehr die Verwaltung seines Amtes, und gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er ihn nächstens zu einer einkömmlicheren Pfarrstelle vorschlagen werde, die er schon längst redlich verdient habe. Dann kam er auf mich selber zu sprechen, erwähnte, daß er schon vieles Gute über meinen Fleiß und meine Kenntnisse in Erfahrung gebracht habe und schloß endlich mit der trostreichen Versicherung, daß er mir aus Liebe und alter Anhänglichkeit an meinen Vater das Examen so leicht wie möglich zu machen suchen werde.

Seine Worte träufelten wie Himmelsthau auf meine Seele; mit Wärme dankte ich ihm für seine wohlwollende Gesinnung und blickte mit einer Verehrung zu ihm auf, als ob er in Wahrheit der Schutzengel meines Lebens wäre. Nur sollte ich leider bald in Erfahrung bringen, daß seine fast väterliche Zuneigung keineswegs so aufrichtig gemeint sei, als er sich anstellte.

„Noch einen Augenblick, mein lieber, junger Freund," sagte er, als ich mich nach etwa einer Stunde wieder verabschieden wollte, — „ich muß Ihnen doch gleich einen Beweis meines Wohlmeinens geben. Sehen Sie hier, dieses sind die Themata der schriftlichen Arbeiten, welche man Ihnen zum Examen übertragen wird. Nehmen Sie dieselben mit, machen Sie die Arbeiten und bringen Sie mir sie nach ihrer Vollendung. Ich werde sie dann durchsehen und im Nothfalle ein wenig bessern und nachhelfen, damit wir unserer Sache ganz gewiß sind."

Mit gerührtem Herzen nahm ich die Themata in Empfang,

dankte nochmals für die mir erwiesene Güte und eilte froh nach meiner Wohnung, um unverzüglich an die Arbeit zu gehen. Mit eisernem Fleiße beendigte ich die Aufgaben und nach acht Tagen schon konnte ich mich dem Herrn Superintendenten vorstellen und ihm meine sauber geschriebenen Hefte übergeben.

„Schön! Sehr schön!“ sagte er freundlich. „Ich sehe, mein Neffe hat mir nicht zu viel Gutes über Sie gesagt, Sie sind wirklich ein fleißiger, junger Mann! A propos, Sie kennen doch wohl auch meinen Neffen? Er war mit Ihnen zugleich auf der Universität und wird auch mit Ihnen zugleich das Examen machen.“

Ich besann mich vergebens und der Herr Superintendent mochte mir meine Verlegenheit wohl ansehen, denn er half sogleich meiner Erinnerung nach.

„Ah, Sie wissen vielleicht nicht,“ — sagte er, — „mein Neffe ist der junge Bernhardi, der Sohn des Justizrathes, . . . ja, ja, ich sehe, jetzt besinnen Sie sich schon; ein lieber, junger Mensch und hat brav gelernt, Sie werden ein glänzendes Examen mit einander machen.“

Ich hatte Mühe, meine Bestürzung zu verbergen. Jenen Bernhardi kannte ich leider nur zu wohl, aber von einer ganz anderen Seite, als der Herr Superintendent ihn mir zu schildern versuchte. Auf der Universität hatte er immer für einen der schlimmsten Taugenichtse gegolten und grade er war es gewesen, der mich immer am bittersten durch Hohn und Uebermuth zu kränken gesucht hatte. Davon durfte ich natürlich hier nichts laut werden lassen, um so weniger, als er mich ja seinem mächtigen Herrn Onkel gegenüber gelobt und gerühmt hatte, und so verbarg ich denn meine Bestürzung unter einer erzwungen freundlichen Miene, indem ich zugleich meine Freude aussprach, mit dem Herrn Neffen zugleich die Prüfung bestehen zu dürfen. Der Herr Superintendent schien meine Worte für baare Münze

zu nehmen und verabschiedete mich mit der größesten Herzlichkeit. Noch ganz zuletzt fragte er mich, „ob ich ja Niemandem meine schriftlichen Arbeiten gezeigt habe?“ was ich der Wahrheit gemäß ruhig verneinen konnte.

„Nun, das ist schön,“ sagte er. „Es hätte mir doch vielleicht einige Verlegenheit bereiten können, wenn man erfahren hätte, daß ich Ihnen die Themata im Voraus gegeben, und Sie wollen daher auch ferner das tiefste Schweigen darüber beobachten. Sie wissen ja, die wohlmeinendsten Handlungen werden zuweilen von der bösen Welt falsch ausgelegt und übel gedeutet.“

Natürlich versprach ich, mit keiner Sylbe die an mir bewiesene Großmuth zu verrathen und entfernte mich noch immer in dem guten Glauben, in dem Herrn Superintendenten den wohlwollendsten Gönner gefunden zu haben. Aber die Enttäuschung kam plötzlich.

Am Morgen desselben Tages noch wurde ich auf Nachmittags drei Uhr zu einem der Consistorialräthe geladen. Pünktlich stellte ich mich ein und es wurde mir eröffnet, daß nach vierzehn Tagen das Examen stattfinden und daß ich binnen acht Tagen die schriftlichen Arbeiten einliefern sollte, deren Themata mir zugleich übergeben wurden. Schon freute ich mich darüber, diese Arbeiten beseitigt zu haben, als ich zufällig einen Blick auf den mir hingereichten Zettel warf. Mit Erstaunen, fast mit Schrecken sah ich, daß die Themata ganz andere, als die mir vom Herrn Superintendenten übergebenen, waren. Ein Blitz des Argwohns durchzuckte mich. Ich wagte die Frage an den Herrn Consistorialrath, welche Themata dem anderen, mit mir die Prüfung erwartenden Candidaten gestellt worden seien und gewahrte sogleich, daß mein aufsteigender Verdacht nicht ganz unbegründet sei. Die Themata, welche der Herr Consistorialrath mit großer Güte mittheilte, waren genau dieselben, die ich

im Auftrage meines vermeintlichen Gönners, des Herrn Superintendenten, bearbeitet hatte.

Fast hätte ich meinen Verdacht gradezu ausgesprochen, eine solche Entrüstung erfüllte mich; aber noch zu rechter Zeit besann ich mich, daß ja doch wohl ein Irrthum noch möglich sein könne und bezwang mich, meine Gefühle tief in's Innerste verschließend.

„Diese Aufgaben waren, als die schwierigeren, ursprünglich Ihnen bestimmt," sagte der Consistorialrath. „Wir glaubten, Sie würden sie besser lösen, als der junge Herr Bernhardi, Ihr Mit-Candidat, aber sein Onkel, der Superintendent, hat heute plötzlich eine Aenderung beliebt und Ihnen die leichteren Arbeiten zuertheilt, um jeden Schein zu vermeiden, als ob er seinen Neffen begünstigen oder gar bevorzugen wolle. Sie haben alle Ursache, ihm dankbar zu sein!"

Ich fühlte, wie ich bleich und roth wurde. „Ei ja doch," dachte ich. „Der Herr Neffe wird sich mit den Federn brüsten, die der Herr Onkel mit Schlauheit mir ausgezogen hat!" Gleichwohl verbarg ich auch jetzt noch meine Gedanken und empfahl mich so schnell als möglich, um nicht durch voreilige Aeußerungen mir Schaden zu thun.

Als ich zu Hause ankam, weinte ich vor Schmerz und Wuth, so grob überlistet worden zu sein und in meiner Seele regte sich der böse Trieb, mich um jeden Preis an dem Superintendenten zu rächen. Da erschien plötzlich mein ehrlicher Hauswirth auf der Schwelle meiner Thür, bemerkte meine Aufregung und Verwirrung und erkundigte sich theilnehmend nach der Ursache derselben.

Bei dem Herrn Consistorialrath hatte ich mich beherrschen können, — hier aber, als ich ein ehrliches, gutes Herz fand, dem ich mein Leid klagen konnte, sprudelte die Entrüstung in mir über und ich erzählte meinem braven Tischler Alles.

Kopfschüttelnd hörte er mich an.

„Und was werden Sie nun thun, junger Herr?" fragte er mich.

„Entlarven werde ich sie!" rief ich aus. „Den Neffen sowohl wie den Herrn Onkel!"

Der ehrliche Mann schüttelte wieder den Kopf. „Nein, das werden Sie hübsch bleiben lassen," entgegnete er ruhig und kaltblütig. „Denn warum? Es würde nur Ihr eigenes Unglück sein. Der Herr Superintendent ist mächtig und Sie sind schwach! Klagen Sie ihn an, — und er wird tausend Mittel finden, Sie zu vernichten. Jedenfalls können Sie in solchem Falle nur ganz darauf verzichten, in hiesigem Lande eine Anstellung zu bekommen."

„Aber es ist Pflicht, einen solchen Betrug aufzudecken!" rief ich.

„Aber die Pflicht der Selbsterhaltung ist auch eine Pflicht," erwiderte er, — „und überdies haben Sie auch Pflichten gegen Ihren Herrn Vater! Wollen Sie ihm den Kummer machen, Ihre Laufbahn für immer geschlossen zu sehen? Nicht doch, nicht doch, lieber Herr Gotthold! Denken Sie nicht mehr an die Geschichte, machen Sie Ihre neuen Arbeiten und lassen Sie keinen Menschen ahnen, daß Sie dem Herrn Superintendenten hinter die Coulissen geschaut haben. Er selber wird es nicht leicht vermuthen, daß Sie es gethan und insgeheim mag er Ihnen noch dankbar sein und Ihnen um so leichter über das Examen hinweghelfen. Trösten Sie sich, Herr Gotthold! Sich selbst haben Sie keinen Schaden zugefügt und einem Anderen vielleicht aus großer Noth geholfen."

Das ruhige, besonnene Zureden des wackeren Meisters besänftigte mich. Ich nahm mir vor, seinem wohlgemeinten Rathe zu folgen und führte diesen Vorsatz auch auf der Stelle aus, indem ich mich, als Meister Jakobi mich verließ, an den Schreib-

tisch setzte und an die Ausarbeitung der neuen, mir übergebenen Themata ging. In unausgesetztem Fleiße vergaß ich bald allen Groll und Aerger und ehe die mir gesetzte Frist von acht Tagen verstrichen war, konnte ich meine neuen Hefte schon an den Herrn Consistorialrath abliefern.

Die Woche darauf fand das Examen statt. Der Herr Superintendent führte dabei den Vorsitz und begrüßte mich so unbefangen, als ob nichts in der Welt zwischen uns vorgefallen wäre. Er sprach einige lobende Worte über die eingelieferten schriftlichen Arbeiten und begann darauf ohne Weiteres die mündliche Prüfung, indem er mehrere Fragen an seinen Neffen richtete, welche derselbe zu meiner nicht geringen Verwunderung ganz richtig beantwortete. Erst später kam ich dahinter, daß das ein vorher abgekartetes Spiel war, wobei Onkel und Neffe Frage und Antwort sorgfältig auswendig gelernt hatten. Genug, mit zufriedener Miene wendete sich, nachdem diese Prüfung etwa ein halbes Stündchen gedauert hatte, der Superintendent an seine Herren Collegen und da diese ebenfalls Zeichen des Beifalls und der Befriedigung gaben, empfing Herr Bernhardi einen gnädigen Wink, sich zu setzen und die Reihe kam an mich.

Mir wurde es nicht so leicht gemacht, als ihm. Der Herr Superintendent und seine Beisitzer fühlten mir recht scharf auf den Zahn und gewiß, wenn ich nicht während meiner Studienjahre rechtschaffen danach gestrebt hätte, meine Pflicht zu thun, so möchte mir das Bestehen bei so erschöpfender Prüfung recht schwer geworden sein. Erst nach vier langen Stunden wurde das Examen geschlossen und wir beiden Candidaten mußten in ein Nebenzimmer abtreten. Nach einer kurzen Berathung der Herren Examinatoren wurden wir wieder gerufen, um unsere Urtheile zu empfangen. Sie lauteten ganz übereinstimmend; Beide empfingen wir das Zeugniß Nummer Eins, dazu eine Belobung unseres Fleißes und endlich die Zusicherung, daß bei

Erledigung irgend einer Stelle wegen gut bestandener Prüfung besondere Rücksicht auf uns genommen werden solle.

Sehr entzückt über diese Eröffnungen eilte ich nach meiner Wohnung, schloß im Uebermaße der Freude meinen alten Meister Jakobi in die Arme, tanzte mit ihm in der Stube umher und brauchte wirklich erst mehrere Minuten, ehe ich meine Gedanken wieder sammeln und meinem wackeren Hauswirthe in geordneter Weise mein Glück mittheilen konnte. Er gratulirte mir von Herzen, stimmte aber doch nicht so rückhaltlos in meinen Jubel ein, als ich grade von ihm erwartet hatte.

„Wir werden ja sehen, wir werden ja sehen!" sagte er mit einer etwas bedenklichen Miene. „Für den Neffen wird nun freilich wohl gesorgt werden, aber..., nun, die Zukunft wird's ja ausweisen!"

Meine Freude war noch zu frisch und zu lebhaft, als daß sie sich durch irgend welche Besorgnisse hätte einschüchtern lassen. Ich wehrte jede trübe Ahnung von mir ab und noch ganz erfüllt von glückseligen Gefühlen, setzte ich mich nieder und schrieb ausführlich an den Vater, um ihm die Ereignisse der letzten Tage mitzutheilen. Es war dies die letzte Freude, die der gute Vater erleben sollte. Wie ich später von unserer alten Hausmagd hörte, hatte ihn mein Brief sehr glücklich gemacht. Am nächsten Morgen aber fand ihn die alte Katharine todt im Bette. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein kurzes, sanftes Ende gemacht.

Laßt mich über die Tage der Trauer und des Schmerzes, die dieser erschütternden Trauerbotschaft folgten, rasch hinweggehen. Meine gränzenlose Betrübniß könnt Ihr Euch vorstellen, wenn Ihr Euch erinnert, daß ich in dem Vater zugleich den einzigen, den besten Freund verlor und nun ohne Stütze ganz, ganz allein in der Welt stand. Mein Glück, meine Freude, selbst meine Hoffnungen wurden mit ihm zu Grabe getragen und so betäubend war der tiefe Schmerz, der mein Herz be-

drückte, daß ich selbst die Kunde von meiner gänzlichen Mittellosigkeit mit einer gewissen Gleichgültigkeit aufnahm. Es stellte sich nämlich bald heraus, daß der Vater mir nicht das geringste Vermögen hinterlassen hatte. Der Verkauf seines Hausrathes reichte eben zu, kleine Schulden zu decken, die er trotz aller Sparsamkeit doch nicht hatte vermeiden können, und so waren denn meine ganzen Existenzmittel auf wenige Thaler beschränkt, die ich von den Kosten des Examens noch übrig behalten hatte. Die konnten natürlich nicht weit reichen; aber das kümmerte mich auch gar nicht. Ich war zu betrübt, um an etwas Anderes, als an den Verlust des gütigen, lieben Vaters denken zu können und so, ganz meinem bitteren Schmerze hingegeben, ließ ich mehrere Tage verstreichen, ohne irgend einen Schritt zu thun, um den Uebeln zu begegnen, mit denen schon die nächste Zukunft mich bedrohete. Erst mein wackerer Meister Jakobi sollte mich diesem traurigen Zustande wieder entreißen.

Eines Tages trat er in mein Zimmer, betrachtete mich eine gute Weile mit herzlich mitleidiger Miene und trat endlich, als ich ihn gar nicht zu bemerken schien, dicht an mich heran und legte sanft seine Hand auf meine Schulter.

„Herr Candidat," sagte er, — „das kann so nicht mehr fortgehen mit Ihnen. Sie werden schwach, krank und elend bei Ihrem Grübeln und vergessen noch obendrein, daß Sie alle Ursache haben, auch an die Zukunft zu denken. Was soll denn werden, wenn Sie kein Brod mehr und auch keinen Heller Geld mehr haben, welches zu kaufen?"

„Mag kommen, was will!" antwortete ich. „Mich kümmert nichts mehr in dieser Welt!"

Der alte Mann schüttelte mißbilligend den Kopf und blickte mich ziemlich streng und strafend an. „Das ist nicht gesprochen, wie es einem vernünftigen Menschen geziemt," sagte er, „und ich möchte wohl wissen, was Ihr seliger Herr Vater Ihnen

erwidern würde, wenn er diese Worte gehört hätte und Ihnen so, wie ich, gegenüber stände. Nein, Herr Gottholb, Sie müssen sich aufraffen, an Ihrer Zukunft arbeiten, irgend eine Beschäftigung oder Anstellung suchen! Das ist Ihre Pflicht, und ich bin expreß deshalb zu Ihnen gekommen, um Sie daran zu erinnern!"

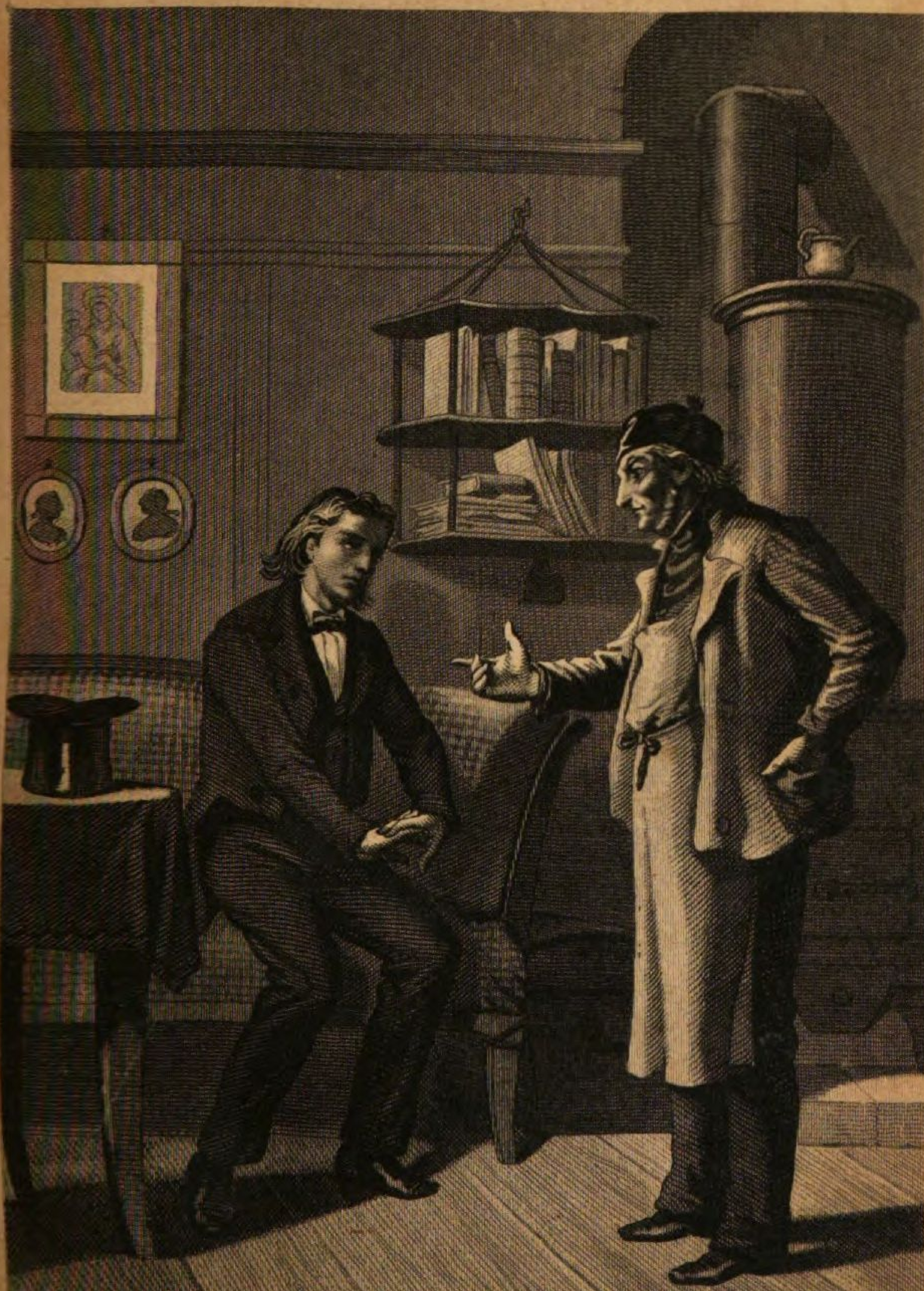
Pflicht! Dieses eine Wort schlug wie ein Blitz in meine Seele. Ich erinnerte mich plötzlich der Ermahnungen des seligen Vaters, stets und unter allen Umständen zuerst und immer zuerst meine Pficht zu thun, und mein Gewissen rief mir deutlich genug zu, daß meine jetzigen Pflichten keineswegs in einem thatlosen und entnervenden Brüten über meinem Schmerze bestehen könnten. Mir war, als ob der gute Vater selber aus seinem Grabe mir zugerufen hätte: „Thue deine Pflicht, Ephraim!" und mit Einem Rucke schüttelte ich die Betäubung, die meine Seele gefangen hielt, von mir ab und richtete mich auf.

„Sie haben Recht, Meister Jakobi," sagte ich und reichte ihm meine Hand, die der wackere Mann herzlich drückte und schüttelte. „Ich danke Ihnen, daß Sie mich an meine Pflicht erinnerten und Sie sollen sehen, daß Sie es nicht vergebens und ohne Erfolg gethan haben."

„So ist's recht, so höre ich Sie gern sprechen!" erwiderte der alte Mann sichtlich erfreut. „Sie sind ein guter Sohn und werden gewiß dem seligen Herrn Vater stets ein zärtliches Andenken bewahren, aber Sie werden nun auch nicht wieder vergessen, daß Sie gegen sich selbst und die Welt Pflichten haben, die erfüllt werden müssen."

„Gewiß will ich's nicht vergessen," gab ich zur Antwort, „und heute noch werde ich meinen Entschluß fassen, den Sie morgen erfahren sollen."

Zufrieden mit dieser Zusicherung verließ mich der brave



Mann und ich, meinem Versprechen getreu, gab mir ernstlich Mühe, meine Lage in's Auge zu fassen und die Mittel und Wege zu überdenken, durch welche ich mir eine ehrenhafte Stellung im Leben erwerben konnte. Ich zählte mein Geld und fand, daß mein ganzer Reichthum nur noch in vierzig Thalern und einigen Groschen bestand. Das war nicht viel, aber, wenn ich recht sparsam lebte, reichte es schon für ein paar Monate aus und bis dahin, hoffte ich, würde sich schon irgend eine Stelle für mich als Hauslehrer, Erzieher, oder Pfarrgehülfe gefunden haben. Ich erkannte wohl, meine Lage war für den Augenblick nicht die beste, aber ich war jung, ich besaß einige Kenntnisse und überdieß erneuerte ich bei mir selbst den festen Entschluß, unter allen Umständen meine Pflicht zu thun. Dann mit Gottes Hülfe, mußte ja wohl Alles sich endlich zum Guten wenden.

Am anderen Morgen kam mein ehrlicher Meister Jakobi schon in früher Stunde, um zu hören, was ich beschlossen habe. Meine Pläne gewannen seinen Beifall und ich kann nicht leugnen, daß mir das Lob des braven Mannes Freude machte und mich auf's Neue in meinen Entschlüssen befestigte. Ohne Verzug, noch ganz glühend vor Eifer, that ich auch die ersten Schritte zur Verwirklichung meiner Pläne, warf mich in meine besten Kleider und machte Reihe herum den Herren meine Aufwartung, durch deren Verwendung am leichtesten mir ein Feld erfolgreicher Thätigkeit eröffnet werden konnte.

Mein erster Besuch galt natürlich dem Herrn Superintendenten; er hatte die gewichtigste Stimme bei Besetzung von Lehrer- und Pfarrvikar-Stellen, und außerdem hoffte ich ein wenig auf seine Dankbarkeit, da ich ja in Bezug auf die Examen-Arbeiten seines Neffen die gewissenhafteste Verschwiegenheit beobachtet hatte. Daß ich mein Herz dem ehrlichen Tischlermeister

geöffnet, konnte nicht in Anschlag gebracht werden, denn er war wo möglich noch verschwiegener als ich.

Gleichwohl wurde ich durch den Empfang des hochwürdigen Herrn in meinen Hoffnungen vollkommen enttäuscht. Er nahm mich sehr kühl auf und nachdem ich mein Anliegen mit geziemender Bescheidenheit vorgebracht hatte, gab er mir ganz trocken zu verstehen, daß er mein Ansinnen nach kaum bestandenem Examen ziemlich dreist, wenn nicht gar unverschämt finde. Ich stellte ihm dagegen vor, daß ich durch die Umstände gezwungen sei, mich nach lohnender Beschäftigung umzusehen, weil mein guter Vater gestorben wäre und mir nichts als einen ehrlichen Namen hinterlassen habe. Er wies auch diese Beweggründe kühl ab, sprach nicht einmal ein Wort des Beileids über den Tod des Vaters aus, von dem er doch früher als einem seiner besten Freunde gesprochen hatte, und verabschiedete mich endlich mit dem kahlen Bescheide, er werde mein Gesuch berücksichtigen und bei vorkommender Gelegenheit sich desselben erinnern.

Darin lag nicht viel Tröstliches, besonders wenn ich den Ton in Betracht zog, in welchem mir das Versprechen gegeben wurde. Trotzdem ließ ich mich nicht einschüchtern, sondern ging weiter zu den Herren Consistorialräthen, welche mir zwar etwas freundlicher begegneten, doch aber auch bedauernd die Achseln zuckten und nur halbe Versprechungen fallen ließen, die mir nicht die besten Aussichten eröffneten. Nur Einer von Allen war ganz offenherzig gegen mich, derselbe, welcher mir einige Zeit vorher die Themata zu den schriftlichen Examen-Arbeiten zuertheilt hatte.

„Lieber, junger Freund," sagte er mir, — „sparen Sie vor der Hand Ihre Bemühungen um eine besoldete Stelle im Staatsdienste. Man wird sie Ihnen nicht eher geben, als bis alle Ihre Vorgänger und besonders Herr Bernhardi, der Neffe unseres Superintendenten versorgt sind. Ohne ganz besondere

Fürsprache kommen sie bei uns nicht an, und da Ihnen einflußreiche Verwandte und Freunde fehlen, so verlieren Sie die Zeit nicht mit unnützem Hoffen und Harren. Suchen Sie irgendwo als Hauslehrer unterzukommen! Das ist der Rath, den ich Ihnen gebe. Später macht's sich's wohl einmal besser und wenn sich eine Gelegenheit bietet, so kann Ihnen ja Niemand wehren, sie zu benutzen. Folgen Sie meinem Rathschlage, er ist wohlgemeint!"

In der That lehrte mich der Erfolg meiner Bemühungen bald genug, daß der würdige Mann Recht hatte. Einige Stellen waren kurze Zeit darauf zu vergeben; Herr Bernhardi bekam, obgleich der jüngste Kandidat, die beste davon, weil er der Neffe des Superintendenten war und angeblich ein so ausgezeichnetes Examen gemacht hatte; die übrigen Stellen wurden unter Verwandte und Schützlinge verschiedener einflußreicher Beamten vertheilt und ich für meine Person ging leer aus.

Das machte einen recht niederschlagenden Eindruck auf mich und ich war nahe daran, wieder in gänzliche Hoffnungslosigkeit zu versinken. Aber mein wackerer Meister Jakobi rüttelte mich abermals auf.

„Das Grübeln nützt nichts, Sie müssen handeln!" sagte er. „Folgen Sie dem einzigen Freunde, den Sie unter den Herren Consistorialräthen haben, und suchen Sie eine Stelle als Hauslehrer. Dann haben Sie Brod und im Uebrigen: kommt Zeit, kommt Rath!"

Mein ehrlicher Hauswirth hatte, wie gewöhnlich, den Nagel auf den Kopf getroffen. Bei allem Grübeln kam wirklich nichts heraus, ich mußte handeln. Diese Nothwendigkeit drängte sich mir um so deutlicher auf, als ich nach einiger Zeit wieder einmal meinen kleinen Geldvorrath überzählte. Die Thalerstücke zeigten sich bedeutend zusammengeschmolzen und wenn ich an den Zielpunkt dachte, wo auch das letzte gewechselt werden

mußte, überrieselte es mich kalt und heiß. Was dann? Was dann? — Es wurde mir ganz schwarz vor den Augen!

Nie habe ich eifriger die Anzeige-Spalten der Zeitungen und die Seiten der Intelligenz-Blätter studirt als zu jener Zeit, und wo sich nur irgend eine Aussicht eröffnete auf Brod und Anstellung, — flugs wurde der schwarze Frack hervorgeholt und persönlich Aufwartung gemacht. Aber ein eigenes Mißgeschick schien über mir zu walten. Immer kam ich zu spät, immer war schon Jemand vor mir dagewesen, immer wurde ich mit dem Bescheide entlassen: „Bedaure recht sehr, aber 2c. 2c.“ Zerrissene Stiefelsohlen und müde Beine, das war das Ergebniß aller meiner Bemühungen. Und dabei schwand ein Thälerchen nach dem anderen dahin, obgleich ich nicht viel besser als ein Hund lebte und mir jede unnöthige Ausgabe, selbst die geringste, auf das Strengste untersagte. Gab es doch der nothwendigen Ausgaben genug! Um zu leben, mußte ich essen, und obgleich ich mir an Brod und Kartoffeln genügen ließ, mußten doch auch Brod und Kartoffeln bezahlt werden. Dann mußte ich mich in Wäsche und Kleidung sauber halten, um mich vorkommenden Falls als anständiger Mensch vorstellen zu können und kurz und gut, meiner Thaler und meiner Hoffnungen wurden immer weniger.

Wenn mein guter Meister Jakobi nicht gewesen wäre! Ich glaube, der liebe Gott hatte mich expreß zu diesem Manne hingeschickt, damit ich einen Freund und Trostspender in ihm finden möge, und redlich übte er in dieser Beziehung seine Christenpflicht an mir. Er wußte mich immer zu erheitern, mich aufzurichten, mir Muth einzuflößen und zeigte sich dabei so uneigennützig, daß es mich zuweilen bis zu Thränen rührte. Von Bezahlung der Miethe für mein kleines Hinterstübchen durfte ich ihm gar nicht reden. „Später einmal,“ sagte er gutmüthig, als ich ihm die fällige Miethe brachte, und schob mir das Geld wie-

der zu; — „später, wenn Sie ein Herr Pastor sind! Dann besuche ich Sie und wir bringen unsere kleine Rechnung in Ordnung; aber bis dahin lassen Sie mich zufrieden und für heute essen Sie eine Suppe bei mir."

Meine Weigerung ließ er nicht gelten; ich mußte bei ihm zu Mittag bleiben und ich kann wohl sagen, daß ich mich lange nicht so wohl gefühlt hatte, wie bei dem einfachen Mahle dieses wackeren Handwerksmannes. Er, wie seine Frau, ein gutes, braves Mütterchen, bezeigten mir so viele Freundlichkeit und thaten mir so viele Ehre an, als ob ich der Gastgeber und sie meine Gäste wären. Nur Schade, daß diese heiteren Stunden so schnell vorüberflogen! In der Einsamkeit meines Zimmers kehrte das Bewußtsein meiner traurigen Lage mit verdoppelter Wucht zurück und lastete schwerer und drückender als je auf meiner wunden, gebeugten Seele!

Wieder vergingen Wochen, und in meinen Aussichten und Hoffnungen hatte sich nichts gebessert und verändert, außer daß nun meine Kasse bis auf wenige Thaler eingeschmolzen war, so daß ich schon ziemlich genau den Tag der völligen Leere voraus berechnen konnte. Da schien es endlich, als ob ein heiterer Sonnenstrahl in das tiefe Dunkel meines Lebens fallen wolle, um die düstere Nacht ein wenig zu lichten. Mein alter Freund Jakobi trat nämlich eines Abends freudestrahlend in mein Zimmerchen und entschuldigte seine Hast und Eile damit, daß er mir eine hoffentlich gute Aussicht zu eröffnen habe.

„Ja, ja, eine Aussicht, eine wirkliche gute Aussicht," wiederholte er eifrig, als er mein zweifelhaftes und traurig ungläubiges Kopfschütteln bemerkte. „Hören Sie nur zu! Ich war also heute bei dem Probst Müller in Arbeit, dem ich seine Gartenstube neu dielen muß, und der Herr Probst sprach aber ganz herablassend und freundlich mit mir, während er mir bei der Arbeit zusah, als auf einmal ein alter, weißlockiger, recht

würdig aussehender Mann in den Garten kam und grade auf den Herrn Probst zuschritt, der ihm aber den Rücken zukehrte und ihn erst bemerkte, als er dicht bei ihm stand. Jetzt hieß er ihn aber außerordentlich willkommen und reichte ihm sogar die Hand.

„Gott zum Gruße, lieber Kammerdiener!" sagte er. „Was bringen Sie mir Neues vom Herrn Grafen? Er befindet sich doch wohl, hoffe ich?"

„Ganz wohl und frisch, hochwürdiger Herr," erwiderte der Greis, „und hier ist ein Schreiben von Seiner Excellenz, die Sich sehr freuen würde, wenn der Herr Probst morgen die Güte haben wollten . . ."

„Gewiß, gewiß werde ich die Ehre haben," antwortete der geistliche Herr. „Ich freue mich darauf, Excellenz wieder einmal zu sprechen, und bin außerdem auch nicht wenig neugierig, zu erfahren, wer denn nun endlich der Hofmeister des kleinen Grafen Emil geworden ist!"

„So weit sind wir noch nicht, Herr Probst," entgegnete der Kammerdiener und verzog den Mund ein wenig zum Lächeln. „Sie wissen ja, der Herr Graf hat da seine eigenen Ansichten, von denen er durchaus nicht abgeht, und der Wahltag ist erst übermorgen, am Geburtstage des Grafen Emil."

„Ach ja doch, ja doch, ich erinnere mich," sagte der Probst. „Es ist ein eigener Herr, Ihre Excellenz! Der kleine Emil sollte sich seinen Hofmeister selbst wählen, ihn sich gewissermaßen zum Geburtstage bescheeren! Und der Herr Graf beharrt immer noch darauf, daß es auf Gerathewohl geschehen soll? Blind hin, wie es der Zufall will?"

„Ja, das ist noch immer die Absicht Seiner Excellenz," sprach der Kammerdiener. „Einundzwanzig Gesuche sind eingelaufen und alle liegen noch versiegelt da und sollen auf dem

Geburtstagstische Emils ausgebreitet werden, damit er die Wahl unter Allen hat."

„Und grade der soll Hofmeister werden, dessen Gesuch das Kind zufällig herausgreift?"

„Grade der!" nickte der Kammerdiener.

„Ich kann es nicht billigen, kann es nicht!" sagte der Herr Probst kopfschüttelnd. „Eine so wichtige Angelegenheit, wie die Erziehung des einzigen Enkels und Erben des Grafen, so leichtfertig zu behandeln! Es geht nicht, geht nicht! Ich muß Seiner Excellenz morgen noch einmal ernstliche Vorstellungen machen!"

„Das wird zu nichts führen, am wenigsten zu einer Aenderung im Entschlusse des gnädigen Herrn," entgegnete der Kammerdiener. „Sie wissen ja, auf jede Vorstellung antwortet Excellenz: „Weise und Kinder sind die Werkzeuge Gottes!" und davon läßt Excellenz sich nicht abbringen."

„Eigensinn! Nichts als Eigensinn!" rief der Probst unwillig aus.

„Der Herr Graf betrachten es aus einem anderen Gesichtspunkte," erwiderte der Kammerdiener. „Sie wissen ja, Herr Probst, die beiden letzten Hofmeister waren ihm ganz besonders empfohlen worden und hinterher stellte sich's heraus, daß der Eine nichts gelernt hatte und der Andere ein leichtsinniger Mensch war. Jetzt gibt Excellenz nichts mehr auf Empfehlungen, sondern hofft auf einen glücklichen Griff des kleinen Grafen."

„Nun denn," sagte der Herr Probst unzufrieden, „so müssen wir der Sache eben ihren Lauf lassen und wollen nur hoffen, daß Gott die Hand des Knaben zum Guten lenkt! Um welche Zeit wünscht Excellenz meine Ankunft?"

„Der Wagen wird vorfahren, Sie abzuholen, gegen elf Uhr Vormittags etwa."

„Wohl, ich werde bereit sein, und meine besten Empfehlungen

an den Herrn Grafen, der trotz seiner kleinen Wunderlichkeiten doch immer ein lieber, braver Mann bleibt."

„Ja gewiß, das ist und bleibt er," erwiderte der alte Kammerdiener, machte eine tiefe Verbeugung vor dem geistlichen Herrn und entfernte sich. Der Herr Probst gab ihm das Geleit bis an die Gartenthür und kehrte dann langsam und nachdenklich wieder zu mir zurück.

„Nun, sehen Sie, lieber Herr Gotthold," fuhr Meister Jakobi fort, „ich hatte jedes Wort von diesem Gespräche gehört, denn die beiden Herren standen kaum fünf Schritte von mir und nun mußte ich immer an Sie denken, und ob Sie nicht in Gottes Namen auch Ihr Heil versuchen und sich bei der Excellenz als Hofmeister für den kleinen Grafen melden sollten. Und so faßte ich mir denn ein Herz und fragte den Herrn Probst, als er wieder in meiner Nähe war, gradezu, was das für ein Herr Graf sei und was es für eine Bewandtniß mit der Hofmeisterstelle habe? Der Herr Probst stand mir auch freundlich Rede und sagte, es sei der Herr Graf Waldersee Excellenz, ein sehr reicher Herr, der nur drei Stunden von der Residenz wohnt und einen Hofmeister für seinen neunjährigen Enkel Emil braucht, zu dessen Wahl er nun eben jenen wunderlichen Weg eingeschlagen habe, den ich bereits aus den Worten des Kammerdieners kennen gelernt hatte.

„Und könnte sich denn wohl noch Jemand melden?" fragte ich.

„Ei ja doch, noch zehn, zwanzig, dreißig," erwiderte der Herr Probst, — „wer's auf den Zufall ankommen lassen will. Bis morgen Abend bleibt der Termin offen. Wer das Glück hat, mag sich freuen, denn der Graf ist wirklich ein braver Herr und sein Enkel ein gutes, lenksames Kind. Außerdem hat der Graf noch eine wichtige Stimme bei Besetzung verschiedener Pfarrstellen und wenn er mit seinem Hofmeister zufrieden ist,

wird dieser keine Ursache haben, sich über ihn zu beklagen. Bei alledem wundert es mich doch, daß sich einundzwanzig Bewerber gefunden haben! Auf solche Bedingungen hin! Und bei einer Stellung, wo vor Allem die wahre Würdigkeit maßgebend und entscheidend sein müßte! Nun, Gott gebe, daß der gute Graf seinen wunderlichen Einfall später nicht bereuen muß!"

Mit diesen Worten verließ mich der Herr Probst; ich aber arbeitete doppelt fleißig, um mit meinem Tagewerke zu Ende zu kommen und nun bin ich hier, um Ihnen Alles zu erzählen. Ist es nicht eine gute Aussicht, die sich Ihnen da eröffnet, Herr Gotthold? Geschwind setzen Sie sich hin, schreiben ein schönes Gesuch auf und morgen frisch fort nach dem Grafenschlosse. Wer weiß, vielleicht begünstigt Sie das gute Glück, das ja doch, wie Alles, von oben kommt, und Sie werden der Hofmeister des kleinen Grafen und nach Jahr und Tag durch die Fürsprache der Excellenz Pfarrer auf irgend einem der Dörfer, wo er eine Stimme zum Mitreden hat!"

Der ehrliche Jakobi meinte es herzensgut, das sah ich wohl, aber mit seiner Meinung über die guten Aussichten konnte ich mich denn doch nicht einverstanden fühlen. Warum sollte grade mich das Glück begünstigen unter so Vielen? Mir schien es Thorheit, auf eine solche Möglichkeit irgend eine Hoffnung zu bauen, und lange weigerte ich mich, auf den gemachten Vorschlag einzugehen. Endlich wurde Jakobi wirklich ein wenig böse.

„Kann sein, das Glück begünstigt Sie nicht," rief er ärgerlich aus. „Aber was versäumen Sie denn, wenn Sie das Schreiben aufsetzen und den Spaziergang von ein paar Stunden machen. Wenn sich eine Aussicht eröffnet, so ist es in Ihrer Lage Pflicht, wenigstens einen Versuch zu machen und dann alles Uebrige dem lieben Gott anheimzustellen. Sie haben dann

Ihre Schuldigkeit gethan und brauchen sich, wie auch die Entscheidung ausfällt, keine Vorwürfe zu machen!"

Der gute Meister kannte meine schwache Seite, daß er mir als eine Pflicht darstellte, wozu ich mich nur mit Widerstreben entschließen konnte; dies beugte sofort meinen Willen. Obgleich ohne Hoffnung des Gelingens fügte ich mich doch seinem Zureden, setzte mein Schreiben auf und machte mich wirklich in der Frühe des folgenden Tages auf den Weg nach dem gräflichen Schlosse. Meister Jakobi selber weckte mich schon beim ersten Tagesgrauen und schärfte mir noch ein, mich ja an den alten Kammerdiener zu wenden, diesem mein Schreiben einzuhändigen und mich besonders seinem Wohlwollen zu empfehlen.

„Ich habe gesehen," sagte er, „wie höflich und rücksichtsvoll der Herr Probst ihn behandelt und daraus kann man schon schließen, daß der Mann in hohen Gnaden bei dem Herrn Grafen stehen muß. Also hübsch aufgepaßt, lieber Herr Gotthold!"

Mit schwerem Herzen trat ich meine Wanderung an, aber der schöne Morgen übte bald den wohlthätigsten Einfluß auf mich aus. Der blaue Himmel, die strahlende Sonne, die Millionen blitzenden Thautropfen, gleich Diamanten über Flur und Wald gestreut, das muntere Zwitschern der Vögel in den Zweigen erfrischte und erheiterte mich, gab meiner Seele neue Spannkraft und flößte mir ein heiteres Vertrauen auf Gottes treue Vatersorge ein.

„Warum zagst du denn und sorgst für den kommenden Tag?" rief ich mir selber zu. „Der den Vöglein im Walde täglich den Tisch deckt, wird ja auch ein armes Menschenkind nicht verlassen!"

Solchen Gedanken und Empfindungen nachhängend schritt ich fröhlicher fürbaß. Zwar wollte mein Herz wieder bang zu pfen anfangen, als ich den schönen Park betrat, welcher das

Schloß des Grafen Waldersee umgiebt, doch auch jetzt drängte ich jedes zagende Gefühl zurück, indem ich still im Herzen dachte: „Gott wird ja Alles schon machen, wie es gut und heilsam für dich ist! Also nur muthig vorwärts!"

Mehr in der Nähe des Schlosses angekommen, trat ich seitwärts in ein etwas dichteres Gebüsch, um hier meine Stiefeln und Kleider vom Staube zu reinigen, damit ich mich in dem Schlosse möglichst anständig repräsentiren konnte, und war noch damit beschäftigt, als ich plötzlich das laute Hülfsgeschrei einer zarten Stimme, dicht neben mir wahrnahm. Erschrocken drang ich durch das Gebüsch und stand nach zwanzig Schritten vor einem mit Schilf eingefaßten, schlammigen Weiher, in dessen trübem Wasser ein Knabe zappelte und jämmerlich um Hülfe schrie. Ohne Besinnen, ohne meines einzigen guten Anzugs zu gedenken, sprang ich in das Wasser, das zum Glück nicht sehr tief war, watete zu dem Knaben hin, nahm ihn auf meine Arme und trug ihn an das schilfige Ufer. Kaum stand ich auf dem Trockenen, so kam auch eiligen Laufes vom nahen Schlosse her ein alter Mann herzugerannt, riß mir den Knaben aus den Armen, überzeugte sich, daß er frisch und gesund war und wendete erst dann auch mir einige Aufmerksamkeit zu.

„Ich bitte, warten Sie nur einen Augenblick auf mich," sagte er. „Ich will nur den Kleinen zu Bett bringen lassen und bin sogleich wieder bei Ihnen."

Mit diesen Worten ging er davon, suchte den Knaben, der immer noch erbärmlich weinte, zu beruhigen und verschwand mit ihm im Schlosse. Ich aber stand da, wie ein armer Sünder, betrübt und niedergeschlagen; denn ein Blick auf meine Kleider überzeugte mich von der traurigen Gewißheit, daß ich in solchem Zustande mich auf keinen Fall dem Herrn Grafen vorstellen konnte. Schlamm und halb vermoderte Schilfreste überdeckten mich bis zur Höhe des halben Leibes mit einer Schmutzkruste

und es war ganz unmöglich, mich davon zu reinigen, ehe nicht dieser Schlammüberzug trocken geworden war. Zudem befiel mich ein neuer Schrecken. Ich erinnerte mich meines Bittgesuchs, das ich sorgfältig in der Tasche meines Frackes aufbewahrte und zog es heraus. Meine bange Ahnung bestätigte sich, es war von Schlammwasser eingeweicht und konnte in solchem Zustande natürlich nicht abgegeben werden. Vergebens suchte ich es mit meinem Taschentuche zu säubern: es war und blieb feucht, fleckig und beschmutzt, so daß man kaum die Aufschrift desselben lesen konnte.

„Es hat nicht sein sollen, guter Jakobi!“ murmelte ich trübselig vor mich hin, indem ich mit traurigen Blicken das arme, verunzierte, unbrauchbare Schreiben betrachtete. „Deine Hoffnungen und die meinigen sind im Sumpfe ertrunken und ich kann nichts Besseres thun, als ganz einfach wieder dahin zu gehen, woher ich gekommen bin!“

Jeden Gedanken aufgebend, noch das Schloß zu betreten, suchte ich nur möglichst meine Kleidungsstücke zu säubern, indem ich sie an einer minder sumpfigen Stelle des Weihers mit reinem Wasser auswusch, und ich war noch eifrig in diesem Geschäfte begriffen, als unerwartet schnell der alte Herr zurückkehrte, der mir vorhin den Knaben abgenommen hatte und mich freundlich auf die Schulter klopfte.

„He, was machen wir denn da, mein Lieber?“ redete er mich an. „Kleider auswaschen? Das können wir drinnen im Schlosse besser besorgen! Und was seh' ich? Sie haben geweint? Was, um's Himmels willen, ist Ihnen begegnet?“

Nun kann ich freilich nicht läugnen, daß allerdings die so plötzliche Vernichtung aller meiner Hoffnungen mir unwillkürlich einige Thränen der Wehmuth ausgepreßt hatte, doch suchte ich dies vor dem alten, freundlichen Manne, in welchem ich nach der Beschreibung Meister Jakobi's den Kammerdiener des Gra-

sen vermuthete, möglichst zu verbergen, warf scherzend hin, daß mir wohl ein wenig Schlammwasser in die Augen gespritzt sein möge und gab ihm zu bedenken, daß ich in meinem jetzigen Zustande unmöglich in das Schloß gehen könne.

„Ei, das wäre ja wohl noch schöner!“ erwiderte er, und nahm mich ohne Umstände unter den Arm. „Nachdem Sie mir nichts dir nichts in's Wasser gesprungen sind, um einen fremden Knaben herauszuziehen und sich den ganzen schönen Anzug verdorben haben, wollen Sie sich auch noch eine Erkältung, Fieber und wer weiß was sonst zuziehen? Nichts da, Sie kommen mit mir, kleiden sich um, trocknen sich, wärmen sich und — ich glaube beinahe, wir haben sonst noch ein Wörtchen mit einander zu reden, denn, wenn mich nicht Alles täuscht, sind Sie ja doch wohl ein Herr Candidat der Theologie?“

Indem ich ihm halb widerstrebend nach dem Schlosse folgte, mußte ich schon seine Voraussetzung zugeben und während er drinnen im Schlosse liebreich um mich beschäftigt war, mir beim Aus- und Anziehen half, mich in einen prächtigen, warmen Schlafrock hüllte, mir Thee und Kaffee vorsetzte, lockte er mir auf die leichteste Art von der Welt den Zweck meines Kommens ab.

„Und doch wollten Sie wieder davon laufen, ohne nur Ihr Schreiben abgegeben zu haben?“ sagte er. „Nein, nein, mein lieber, junger Herr, heraus damit und ich werde schon dafür sorgen, daß es dem Herrn Grafen eingehändigt wird!“

„Es geht ja nicht, das Schreiben ist ja ganz naß und schmutzig,“ erwiderte ich, indem ich es aus der Rocktasche hervorholte. „Da sehen Sie doch selbst, — man kann es nicht abgeben!“

„Hm, so schreiben wir ein anderes,“ sagte er. „Oder — halt! Wir schreiben kein anderes, sondern es bleibt bei diesem

da! Nur her damit und wir wollen doch sehen, ob es nicht eben so gut oder noch besser sein wird, als alle die Uebrigen!"

Ich weigerte mich zwar, das schmutzige Papier herauszugeben, aber er nahm es mir ohne Umstände aus der Hand und verschloß es in einen Schreibtisch. Dann setzte er sich wieder zu mir, brachte das Gespräch auf tausend andere Sachen, befragte mich um meine Vergangenheit, über meine Studien, über meine Eltern, kurz über alles Mögliche und war bei alledem so zutraulich, so freundlich, fast väterlich, daß ich recht frisch vom Herzen weg redete und ihm selbst die recht traurige Lage nicht verheimlichte, in der ich mich seit dem Tode meines guten Vaters befand. Auch das verhehlte ich ihm nicht, wie ich noch fast in der letzten Stunde dazu gekommen war, dem Herrn Grafen eine Bittschrift zu überbringen und der gute, alte Kammerdiener rieb sich ganz vergnügt die Hände dabei.

„Alles schön, Alles recht schön!" murmelte er vor sich hin. „Aber wie konnten sie nur so unvorsichtig sein, gleich in's Wasser zu springen, als der Junge um Hülfe schrie? Sie konnten sich doch vorhersagen, daß Sie in Ihren beschmutzten Kleidern nicht vor Seiner Excellenz erscheinen durften!"

„Ja, wirklich, daran dachte ich nicht in jenem Augenblicke," erwiderte ich. „Und außerdem, wenn ich es auch bedacht hätte: bei dem Knaben handelte es sich um das Leben, bei mir nur um die Aussicht auf eine Stelle: da blieb also gar keine Wahl."

Unter solchen Gesprächen verging fast der ganze Vormittag. Mittlerweile waren meine Kleider getrocknet und gereinigt, ich zog sie wieder an und machte Miene, mich zu verabschieden. Der alte Herr hielt mich auch nicht auf. Er stopfte mir nur noch die Taschen bis oben voll mit allerlei guten eßbaren Dingen und gab mir dann das Geleit bis an das Gatterthor des Parkes, wo ich wieder die Landstraße betrat. Hier nahm er freundlich Abschied von mir, schob mir mit den Worten: „Für einen neuen

Anzug zum Ersatz des verdorbenen!" ein kleines, weißes Päckchen in die Hand, rief mir noch scherzend zu: „Grüßen Sie den alten Jakobi von mir und ich hoffe ganz gewiß, daß er bald etwas Erfreuliches hören werde!" und verschwand mit raschen Schritten hinter den nächsten Gebüschen.

Ziemlich verdutzt schaute ich ihm nach und dann auf das weiße Päckchen, das nicht groß, aber gewichtig in meiner Hand lag. Neugierde trieb mich, das Papier aufzuwickeln; aber so unmittelbar in der Nähe des Parkes schämte ich mich doch auch wieder, so eigennützig zu erscheinen, und mit langen Schritten eilte ich davon, bis ich ein schützendes Wäldchen erreicht hatte. Hier öffnete ich meinen kleinen Schatz und siehe da, sechs blanke Goldstücke fielen aus dem Papiere in meine flache Hand.

„Das nenne ich großmüthig!" rief ich unwillkürlich aus; — und in der That ein großmüthiges Geschenk war es auch, denn am Ende, meine Kleider hatten von dem Bade im Weiher im Grunde nicht sehr viel gelitten und hielten füglich noch zwei bis drei Jahre aus. Demnach also konnte ich die blanken Goldstücke anderweitig verwenden und athmete fröhlich auf, als ich berechnete, daß sie mir nun wieder auf beinahe ein Vierteljahr hinaus meinen Lebensunterhalt sicherten, vorausgesetzt natürlich, daß ich recht sparsam zu Werke ging.

„Mein alter Meister Jakobi wird sich freuen!" dachte ich. „Hab' ich nun doch den drei Stunden weiten Weg nicht umsonst gemacht, wenn auch mit der Hofmeisterstelle bei der Excellenz nichts werden sollte."

Und in der That, auf diese Stelle rechnete ich sehr wenig. Mit den sechs Goldstücken hielt ich mich für abgefunden. Warum hätte mir der Kammerdiener eine solche große Summe geben sollen, wenn er selber Hoffnung gehabt hätte, mich anzubringen? Nein, das mochte ich mir nur aus dem Sinne schlagen!

Gegen Abend kam ich zu Hause wieder an und traf meinen

alten Meister Jakobi in einem ordentlichen Fieber vor lauter Neugierde. Haarklein mußte ich ihm berichten, wie es mir ergangen war und jedes Wort haschte er mir vom Munde weg. Auch den alten Herrn, der mich so freundlich aufgenommen, mußte ich ihm genau beschreiben und dabei schien mir's, als ob allerlei Bedenken in ihm aufstiegen, denn er blickte verwundert und schüttelte mehrmals den Kopf.

„Ich weiß nicht," sagte er, „aber nach Ihrer Beschreibung kann das gar nicht der Kammerdiener gewesen sein!"

„Aber wer wär' es sonst gewesen?"

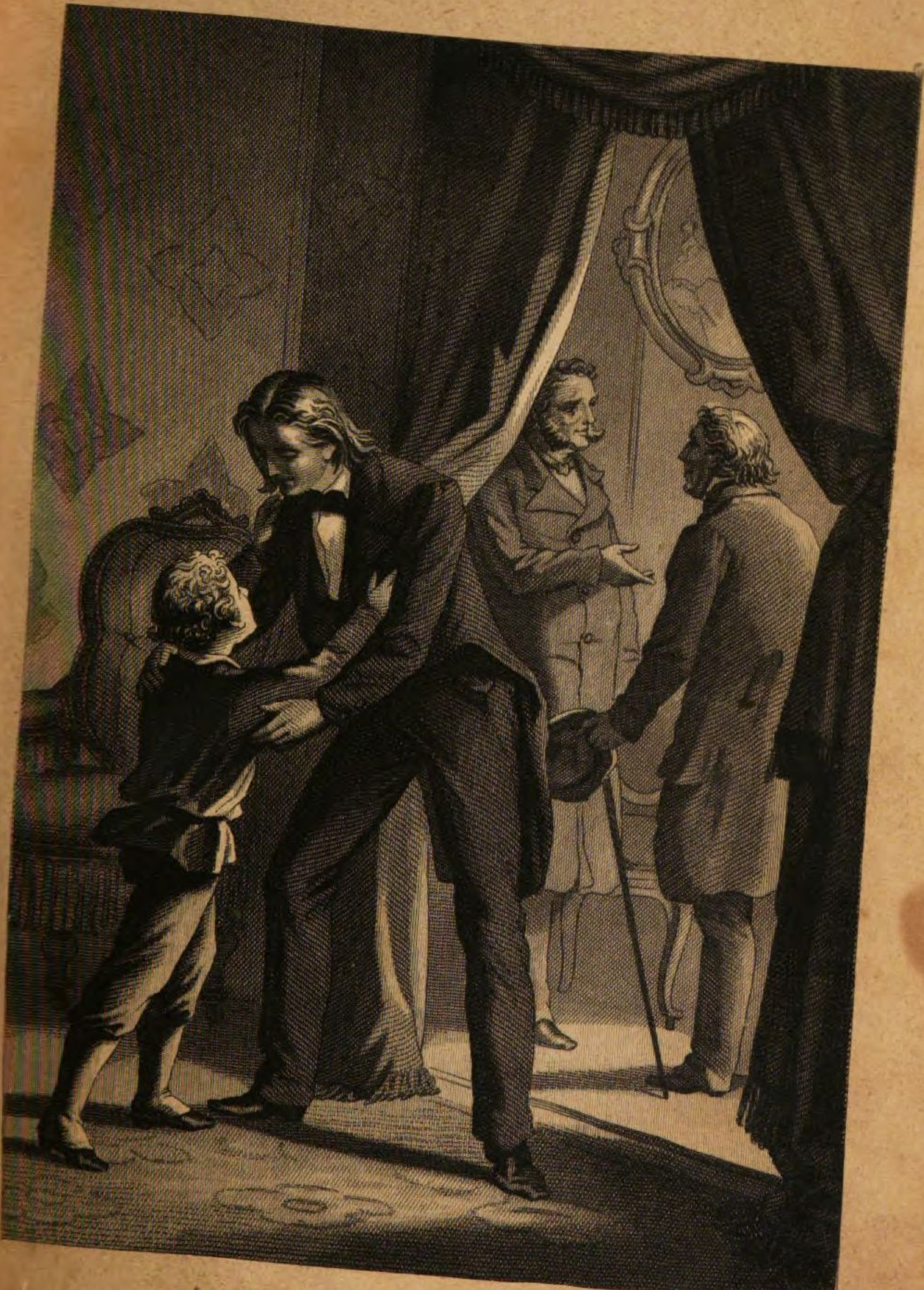
„Der Himmel mag's wissen! Aber jedenfalls, ganz schlecht scheinen mir Ihre Aussichten nicht zu stehen!"

Ich erinnerte ihn an die sechs Goldstücke und gab ihm zu bedenken, ob ich mich damit nicht für abgefunden halten müsse, — aber das wollte er mir nicht zugeben.

„Warum zerbrechen wir uns den Kopf mit Vermuthungen?" rief er endlich aus. „Morgen schon wird sich ja Alles entscheiden und . . . wir werden ja sehen!"

Ich schlief sanft und ruhig diese Nacht, denn ich hatte mir nun einmal fest eingeredet, daß ich die Stelle nimmermehr bekommen würde. Gleichwohl, am anderen Morgen, fühlte ich doch mein Herz pochen. Jetzt in diesem Augenblicke zog vielleicht der kleine Graf das Loos, indem er ein Schreiben aus den vielen wählte, — vielleicht war schon Alles entschieden und ein Zittern rieselte durch meine Glieder bei dem unwillkürlich aufsteigenden Gedanken: „Wenn es doch wäre? Wenn es doch dich getroffen hätte? Wenn dir das Glück so wohl wollte?"

Aber nein, einer solchen Hoffnung nachzuhängen, wäre ja Thorheit gewesen! Ich raffte mich zusammen, bezwang mit Gewalt meine Aufregung, nahm eine Arbeit vor und brachte es wirklich so weit, daß ich mich gänzlich in die Lösung meiner Aufgabe vertiefte und alles Uebrige darüber vergaß.



Auf einmal aber schreckte ich auf. Ein Wagen rollte in raschem Trabe durch unser Gäßchen heran und hielt — oh Wunder! grade vor Meister Jakobi's Hause. Das geschah zum ersten Male, seit ich hier wohnte und es mußte also jedenfalls etwas ganz besonders Wichtiges zu bedeuten haben. Mit klopfendem Herzen sprang ich auf und eilte an's Fenster. Ich vernahm Stimmen: eine fremde, und dann die meines alten Jakobi.

„Ja, er wohnt hier, lieber Herr Kammerdiener!" sagte dieser in frohem Tone. „Haben Sie eine gute Nachricht für ihn?"

„Ich hoffe, ja," sprach die andere Stimme, — „gut für ihn und auch wohl erfreulich für Sie, wie der Herr Graf meinte. Außerdem habe ich auch an Sie noch einen besonderen Auftrag."

„Der hat Zeit, Herr Kammerdiener!" rief mein alter Freund in seiner Herzensfreude. „Erst nur zu meinem lieben Candidaten! Ich ahne schon etwas! Kommen Sie, kommen Sie nur! Du lieber Gott, wird das eine Freude geben!"

Rasche Schritte nahten. Ich fühlte, daß ich ganz blaß wurde, mein Kopf schwindelte, die Welt schien sich um mich im Kreise zu drehen, denn, ach mein Gott, auch mir ahnte ja etwas Gutes und die Woge eines unbeschreiblichen Wonnegefühls wallte hochauf in meiner Seele und raubte mir fast Athem und Besinnung. Und jetzt sprang meine Thür auf, — der alte Herr schob einen ältlichen Herrn in mein Zimmer und rief laut: „Das ist er! Das ist der Herr Candidat Gotthold, lieber Herr Kammerdiener! Und nun packen Sie Ihre guten Neuigkeiten ohne Weiteres aus."

Der Fremde maß mich mit lächelndem Blicke und reichte mir ein großes, versiegeltes Schreiben mit den Worten: „Von Seiner Excellenz, dem Herrn Grafen von Waldersee, lieber Herr Hofmeister!"

Mein alter Jakobi jauchzte in seines Entzückens Uebermaß und ich selbst zitterte so heftig, daß ich kaum das Siegel des Schreibens erbrechen konnte. Ein Blick auf die wenigen Zeilen desselben belehrte mich aber, daß meine frohen Ahnungen diesmal keine Täuschungen gewesen waren. Schwarz auf weiß stand es in dem Schreiben, daß ich zum Hofmeister des jungen Grafen Emil erwählt und berufen worden sei!

Meine Freude war groß, denn der gütige Himmel hatte mir ja mit einem Male die ganze Last meiner schweren Sorgen abgenommen. Mein guter Jakobi umarmte mich mit Thränen in den Augen und geraume Zeit dauerte es, bis der Sturm unserer Gefühle sich in sanftere Empfindungen auflöste.

„Ich sehe schon," sagte jetzt der Kammerdiener zu mir, „daß Sie dem Rufe meines gnädigen Herrn gern folgen werden, und so ist denn der Wagen nicht überflüssig, der mich herüber geführt hat. Der Herr Graf erwartet Sie zu Tische und wenn Sie die Einladung, wie ich hoffe, nicht ausschlagen, so haben wir nicht viel Zeit zu verlieren. Nicht wahr, Sie fahren doch mit?"

„Ohne Zweifel," erwiderte ich. „In fünf Minuten steh' ich zu Dienst!"

„Und Meister Jakobi wird Sie begleiten, denn der Herr Graf möchte einige Arbeiten ausgeführt haben, über welche eine Besprechung nothwendig ist!"

„Ja, ich fahre mit und freue mich darauf, dem Herrn Grafen meine herzliche Dankbarkeit bezeugen zu können," rief Meister Jakobi fröhlich aus. „Und mit meiner Arbeit, wenn er mir Aufträge gibt, soll er gewiß zufrieden sein!"

Richtig saßen wir zehn Minuten später im Wagen und ich konnte nun endlich, während wir rasch davonrollten, den Kammerdiener fragen, wie es denn eigentlich gekommen sei, daß grade mich das Glück so sehr begünstigt hatte.

„Der Herr Graf wird Ihnen das Alles schon erzählen," antwortete mir aber der Kammerdiener und wich überhaupt allen meinen Fragen in Bezug auf den Grafen, seinen Enkel und mein künftiges Verhältniß zu ihnen aus. „Sie werden ja sehen," entgegnete er immer und wollte nicht einmal wissen, wer der Knabe sei, den ich aus dem Weiher gezogen und wer der alte Herr, welcher mich im Schlosse so gut aufgenommen und bewirthet hatte. „Sie werden ja sehen!" das war der ganze Bescheid, den ich empfing.

Nun, ich sah wirklich und brauchte nicht einmal lange zu warten, denn die beiden Rappen vor unserem leichten Wagen flogen mit Vogelschnelle dahin und brachten uns in weniger als einer Stunde nach dem Schlosse. Wir stiegen aus, der Kammerdiener führte uns, wir traten in ein schönes, geräumiges Gemach und auf einmal stand ich vor meinem alten Bekannten von gestern, der mir freundlich die Hand reichte, während der Kammerdiener mir in's Ohr flüsterte: „Seine Excellenz, der Herr Graf!"

Meine Ueberraschung war nicht gering. Ich hatte also gestern den Herrn Grafen für den Kammerdiener gehalten und war ganz familiär mit ihm umgegangen. Kaum konnte ich so viel Fassung erlangen, um ein paar Worte der Entschuldigung zu stammeln, die indeß lächelnd zurückgewiesen wurden.

„Nichts davon, mein lieber, junger Freund," sagte der Graf. „Hier bedarf es keiner Entschuldigung, sondern ich preise das gute Glück, daß es mir die Gelegenheit bot, ganz unbefangen mit Ihnen plaudern zu können. Sie haben sich auf die beste Weise von der Welt bei mir eingeführt und mein kleiner Emil hat es noch nicht vergessen, daß Sie ihn so rasch und entschlossen aus dem Wasser getragen haben. Er freuet sich sehr auf Ihre nähere Bekanntschaft und da ist er ja auch schon selbst, um Ihnen mit eigenem Munde seinen Dank abzustatten!"

Ein hübscher Knabe sprang herein und gleich auf mich zu. Es war mein kleiner Geretteter von gestern; er fiel mir ohne Umstände um den Hals und nach zehn Minuten hatten wir bereits gute Bekanntschaft gemacht und waren die besten Freunde.

Nun erfuhr ich endlich auch, welchem Umstande ich mein gutes Glück zu verdanken hatte. Der Herr Graf nämlich hatte am gestrigen Tage schon beiläufig seinem Enkel erzählt, weßhalb ich nach dem Schlosse gekommen war und dabei erwähnt, wie übel zugerichtet von Schlamm und Wasser mein Schreiben sei. Der kluge Knabe hatte sich diese Aeußerung wohl gemerkt und, als er unter den vielen sauberen, schneeweißen Briefen den beschmutzten gesehen, war seine Wahl sofort getroffen gewesen. Nun, ich konnte mir diese kleine List des Herrn Grafen, die Wahl seines Enkels zu bestimmen, wohl gefallen lassen. Still in meiner Seele dankte ich Gott für die väterliche Leitung meines Geschickes und gelobte mir selbst, mich durch treueste Pflichterfüllung meines Glückes so würdig als möglich zu machen. Mittlerweile, während der Graf Emil mit mir plauderte, unterhielt sich sein Großvater mit Meister Jakobi und die frohen Blicke desselben zeigten mir deutlich genug, wie sehr mein wackerer Hauswirth mit dem Gespräche zufrieden war. Der Herr Graf gab ihm eine Menge Aufträge, wobei ein guter Verdienst für meinen Alten zu machen war, und in der frohesten Stimmung gingen wir endlich zu Tische, wobei manches Gläschen Wein auf gutes Glück für die Zukunft geleert wurde.

So war denn nun vorläufig für mich gesorgt und ich konnte ruhigen Blickes den kommenden Tagen entgegen sehen. In der That muß ich die Jahre, welche ich in dem Schlosse zubrachte, zu den glücklichsten meines ganzen Lebens zählen. Ich bezog einen ansehnlichen Gehalt, der Herr Graf behandelte mich mit stets gleicher Güte und Freundlichkeit und mein kleiner Zögling liebte mich. Kein Wölkchen trübte damals den Himmel meiner

Tage und zehn volle Jahre vergingen mir im Genusse eines so reinen Glückes, wie es nicht häufig den Menschen zu Theil wird.

Da durfte ich denn nun freilich nicht klagen, daß Gott mir nach so vielem Glücke auch wieder einmal eine herbe Prüfung auferlegte, denn ich wäre sonst ja wohl übermüthig geworden.

Man sagt recht oft im gewöhnlichen Leben: „Glück und Unglück kommen selten allein!“ und es liegt in der That etwas Wahres in diesem Sprichwort, wie ich an mir selber erfahren sollte. Das Glück, und zwar ein recht reiches, volles Glück im Ueberflusse hatte ich genossen, — jetzt sollten nun auch die Prüfungen kommen. Der erste Schmerz, der mich traf, war die Trennung von meinem Zöglinge. Graf Emil, nun erwachsen, trat in das Leben ein. Der Landesfürst berief ihn in die Residenz und gab ihm eine ehrenvolle Stellung in seiner Nähe, indem er ihn zu seinem Kabinets-Sekretär ernannte. Ich selbst blieb bei dem alten Herrn Grafen.

„Warten Sie noch ein Jahr oder zwei,“ sagte er zu mir, als wir kurz vor der Abreise des Grafen Emil einmal über meine künftige Stellung sprachen, — „dann pensioniren wir unseren alten, guten Pfarrer in Buchenrode und führen Sie in die erledigte Stelle ein. Sie wissen wohl, es ist eine der besten im Lande und da ich eine Stimme bei der Besetzung habe, so ist sie Ihnen so gut als gewiß. Aber ein wenig müssen Sie schon noch bei mir aushalten. Meinen Emil zu vermissen, fällt mir schon schwer, und wenn ich auch Sie zugleich verlieren sollte, würde es mir doch gar zu einsam in meinem Schlosse werden!“

Natürlich gab ich mit aufrichtiger Freude dem Wunsche des Grafen nach, denn ich liebte und schätzte ihn von ganzem Herzen und auch mir wäre die Trennung von ihm gewiß recht schwer geworden. Außerdem konnte ich mir ja kaum eine bessere Stellung wünschen, als die ich damals einnahm. Ich hatte mein

gutes Auskommen und auch an Beschäftigung fehlte es mir nicht. Buchenrode lag nur eine kleine Stunde von Schloß Waldersee entfernt, der dortige Pfarrer war alt und er sah es gern, wenn ich ihm seine Berufsgeschäfte ein wenig erleichterte. So predigte ich denn fast jeden Sonntag in seiner Kirche, lieh ihm auch anderweitig in seinem Amte hülfreiche Hand und verschaffte mir so nicht nur eine nützliche Thätigkeit, sondern lernte auch die Mitglieder der Gemeinde kennen, welche dereinst die meinige werden sollte. Meine übrige Zeit widmete ich dem Herrn Grafen und füllte so die Lücke aus, welche die Abreise unseres Emil bei uns hinterlassen hatte.

Ein Jahr verging noch auf diese Weise. Da starb der Pastor von Buchenrode und von Neuem gab mir der Graf von Waldersee das Versprechen, daß kein Anderer als ich die Stelle bekommen sollte. In der Thut wurden auch ohne Zögern die nöthigen Schritte gethan. Der Form wegen mußte ich erst noch eine Predigt vor der Gemeinde halten; dann wurde ich von derselben gewählt; der Graf bestätigte die Wahl: und nun fehlte nichts weiter, als nur noch die Zustimmung des Landesherrn, an welchen sofort die Akten eingeschickt wurden. Uebrigens war dieses Letztere fast nichts weiter, als eine leere Form und ich konnte mich also schon ganz sicher als den Pfarrer von Buchenrode betrachten, für welchen mich auch bereits die Gemeinde hielt, ganz abgesehen davon, daß mein guter Graf mir bereits Glück und Segen zu meinem neuen Amte gewünscht hatte. Ich fühlte mich also sicher, so sicher, daß ich eher an den Einfall des Himmels als an den Verlust meiner Pfarrstelle geglaubt haben würde, — und grade da sollte ich die Erfahrung machen, wie auch die allergegründetsten Hoffnungen noch in der letzten Stunde getäuscht werden können.

Aus der Residenz kam die traurige Nachricht, unser Emil wäre auf der Jagd mit dem Pferde gestürzt und leider so ge-

fährlich, daß man für sein Leben fürchte. Wir fuhren natürlich sogleich hinüber. Der Graf war tief erschüttert, denn er liebte seinen Enkel über Alles. Emil war außerdem der Letzte seines Stammes und der Erbe aller seiner Güter und Reichthümer. Wenn er starb, so ging mit ihm das alte Geschlecht der Waldersee zu Ende. Traurige Gedanken stürmten auf den alten Grafen ein und vergebens versuchte ich es, die Hoffnung in ihm aufrecht zu erhalten, daß der Kelch der Leiden an ihm vorübergehen werde. Er glaubte mir nicht, meine Worte machten keinen Eindruck auf ihn und leider gingen seine bösen Ahnungen in Erfüllung. In der Residenz angekommen, fanden wir Emil bereits als Leiche und mit gebrochenem Herzen sank der alte Graf an seinem Lager nieder. Nach drei Tagen begruben wir ihn mit seinem Enkel in der Gruft seiner Väter.

Welchen schrecklichen Einfluß diese plötzlichen Todesfälle auf mein Gemüth machten, will ich nicht einmal versuchen zu beschreiben. Mir war, als hätte ich zum zweiten Male einen Vater und einen Bruder verloren und weinend stand ich an ihrem Grabe. Ich wußte aber noch nicht, daß ich mit ihnen zugleich auch noch meine ganzen Hoffnungen verloren hatte.

Etwa vier Wochen nach dem Tode meiner theuren Freunde und Gönner, erfuhr ich ganz unerwartet von den Gemeindevorstehern in Buchenrode, daß ihnen von Seiten des Consistoriums angekündigt worden sei, es werde am nächsten Sonntage vom Landes-Superintendenten der neue Pfarrer ihres Dorfes eingeführt werden und dieser Pfarrer heiße Bernhardi. Anfänglich konnte ich dieser Nachricht kaum Glauben schenken, bis mir das Rescript selber vorgelegt wurde, wo es denn nun freilich schwarz auf weiß stand, daß der neue Pfarrer in Buchenrode nicht Gotthold, sondern wirklich Bernhardi heißen würde. Meine Freunde, die Gemeindevorsteher, waren darüber noch weit mehr entrüstet, als ich, und drangen in mich, meine wohlbegründeten

Ansprüche nicht etwa aufzugeben, sondern nach der Residenz zu eilen und nöthigen Falls selbst bei dem Landesherrn mein gutes Recht zu wahren. Sie hatten zu diesem Ende bereits ein Schreiben aufgesetzt, in welchem sie den Sachverhalt ausführlich erörtert und zum Schlusse gradezu gebeten hatten, man möge ihnen nicht ihren bereits gewählten und von dem seligen Herrn Grafen bestätigten Seelsorger nehmen, um ihn durch einen Anderen zu ersetzen, welchem sie weder mit Liebe noch mit Vertrauen entgegen kommen könnten.

Mit diesem Schreiben eilte ich wirklich nach der Residenz und begab mich zunächst in das Schloß, um bei dem Fürsten selber meine Klage anzubringen und um Gerechtigkeit und Schutz zu bitten. Ich weiß, mein gnädiger Herr würde mir Beides gewährt haben, — aber mein Schicksal wollte, daß er zwei Tage vorher verreist war. Diese Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag. Dennoch, auf meine gerechte Sache bauend, verlor ich den Muth nicht, sondern ging zum Superintendenten und stellte ihn höflich zur Rede. Kalt und unbewegt hörte er mich an und gab mir zuletzt den trockenen Bescheid, daß meine Ernennung von Seiten des verstorbenen Herrn Grafen von Waldersee ohne Gültigkeit sei, indem ihr die Bestätigung des Landesherrn fehle, und daß seit dem Tode des Grafen die Besetzung der Stelle lediglich vom Consistorium abhinge, welches bereits darüber verfügt habe. Auf meine Ansprüche könne keinerlei Rücksicht genommen werden. Mit dieser Erklärung war ich abgefertigt. Zwar versuchte ich auch noch bei den Consistorialräthen mein Heil, aber auch bei ihnen fand ich keine Unterstützung. Mit kühlem Bedauern wurde ich fast überall empfangen und entlassen.

So war es denn gekommen, daß ich nach elf Jahren wieder fast auf demselben Punkte stand, von dem ich damals ausgegangen. Ich war wieder der arme Candidat ohne Aussichten und

Hoffnungen, und so trübe und aussichtslos, wie nur jemals, lag die Zukunft wieder vor mir. Dazu hatte ich auch noch meinen letzten Freund, den alten wackeren Meister Jakobi durch den Tod verloren und stand also von Neuem ganz einsam und verlassen in der Welt da. Auch meine bisherige Wohnung im Schlosse Waldersee mußte ich räumen, da die betreffende Landesbehörde von den Gütern Besitz nahm, und aus den Trümmern meines ganzen bisherigen Glückes rettete ich nichts, als ein kleines Kapital von etlichen hundert Thalern, das ich mir im Laufe der vergangenen Jahre erspart hatte.

Ich kann nicht läugnen, daß diese traurige Veränderung in meinen Verhältnissen mich tief betrübte und niederbeugte, aber gleichwohl murrte ich doch wenigstens nicht gegen die Vorsehung, sondern nahm in Demuth mein Geschick hin als eine Prüfung Gottes, der die züchtiget, so er lieb hat. Schlag auf Schlag hatte mich das Unglück verfolgt; ich konnte mich der Hoffnung hingeben, daß endlich die Sonne die düsteren Nebel, welche mein Glück verschleierten, wieder zerstreuen werde. Einstweilen, beschloß ich, wollte ich ruhig ausharren, mich, wie früher, in meinen Bedürfnissen einschränken und dabei kein Mittel unversucht lassen, mir wieder eine passende Stelle zur Erwerbung meines Lebensunterhaltes zu verschaffen. Demgemäß handelte ich und siehe da, die schwersten Wolken verzogen sich früher, als ich selbst zu hoffen wagte. Der Fürst nämlich kehrte von seiner Reise zurück, ich ließ mich bei ihm anmelden, erzählte ihm offen und ohne Rückhalt, wie es mir ergangen war und fand die herzlichste Theilnahme.

„Ich habe von alledem nichts gewußt," sagte er in der gnädigsten Weise zu mir. „Es ist Ihnen offenbar Unrecht geschehen! Lassen Sie mich die Sache untersuchen und ich verspreche Ihnen, daß Sie bald wieder von mir hören werden."

Sehr erfreut und getröstet, — denn ich sah wohl, daß der

Fürst Ernst machte, — verließ ich das Schloß. Auch sollte ich nicht lange auf eine Entscheidung meines Schicksals warten. Schon nach ein paar Tagen ließ mich der Fürst wieder zu sich befehlen und empfing mich mit derselben Freundlichkeit und Herablassung, wie das erste Mal.

„Mein lieber Gotthold," sagte er, „ich habe sehr genaue Erkundigungen eingezogen und weiß nun mit Bestimmtheit, daß man Ihnen schweres Unrecht gethan hat. Nur läßt sich leider nichts mehr ändern! Die Sache ist einmal geschehen und selbst wir Fürsten müssen zuweilen gewisse Rücksichten nehmen. Der alte Bernhardi, dessen Sohn Ihre Stelle einnimmt, ist ein alter, treuer Diener von mir, — auch der Superintendent muß geschont werden, — kurz, es läßt sich da nichts mehr ändern und die guten Buchenroder müssen schon mit ihrem jetzigen Pastor vorlieb nehmen. Ihnen aber ist man unbedingt einen Ersatz schuldig. Der Pfarrer in Liebenau verlangt wegen Kränklichkeit einen Adjunktus. Ich biete Ihnen diese Stellung an und zugleich vierhundert Thaler jährlichen Gehalt. Das ist freilich nicht die Hälfte dessen, was Ihnen eigentlich zukommt; aber ich verbinde damit die Zusicherung, daß kein Anderer als Sie der Nachfolger im Pfarramte zu Liebenau werden soll und bemerke dabei, daß die Stelle genau so gut wie die zu Buchenrode dotirt ist. Also — schlagen Sie ein, Lieber! Es ist dies vor der Hand Alles, was ich für Sie thun kann."

Mein Gott, ich war ja ganz glücklich über das Anerbieten, und tief gerührt dankte ich für die Güte und Freundlichkeit meines gnädigen Herrn. Ohne Verzug bekam ich meine Ernennung als Adjunktus ausgefertigt und ging hierher nach Liebenau, um da ruhig und friedlich meine Tage zu verleben.

Der Pastor nahm mich liebevoll auf. Seine Tochter, meine liebe Frau Elisabeth, fand leicht den Weg zu meinem Herzen, und ihr eigener Vater segnete vor dem Altare unseren Ehebund

ein. Wenige Jahre darauf vertauschte er seine irdische Heimath mit der ewigen und ich wurde sein Nachfolger, wie es damals mein gnädiger Herr und Fürst mir versprochen hatte. Selbst der mir so feindlich gesinnte Superintendent konnte dies nicht verhindern, obgleich er in anderer Weise sein Müthchen an mir zu kühlen suchte. Durch allerlei Machinationen und Intriguen brachte er es nämlich dahin, daß mein Gehalt als Pfarrer sehr ansehnlich verringert wurde, so daß ich mich als Pfarrer kaum besser, als bisher als Adjunkt stand, und keine Vorstellung von meiner Seite konnte hierin eine Aenderung erwirken, da kurz nach meiner Ernennung zum Pfarrer auch mein mir so gnädig gesinnter Fürst das Zeitliche gesegnete.

Seitdem wohnen wir nun hier in Frieden und Freuden; Gottes Segen ruhte auf uns; Eintracht und herzliche Liebe zu einander ließen uns leicht manche Entbehrungen ertragen und halfen über manche Sorge hinweg und so hoffe ich denn, daß Gott auch ferner als ein treuer Vater und Beschützer uns zur Seite stehen und auch für die Zukunft meiner Kinder sorgen werde. An mir selbst habe ich ja erfahren, daß, wenn man nur rechtschaffen seine Pflicht thut, der liebe Gott es an seinem Beistande nie fehlen läßt. Ihm sei Dank und Lob von Ewigkeit zu Ewigkeit! Hat mir der himmlische Vater doch auch noch die Freude zu Theil werden lassen, daß ich dich, Kurt, dich, meinen lieben, längst als todt beweinten Bruder, noch lebend, frisch und gesund in meine Arme schließen, an mein Herz drücken konnte. Das ist wahrlich eine große Gnade von Gott, für die ich in innerster Seele freudig und dankbar bin. Möge nun der Herr nur geben, daß wir noch recht viele, viele Jahre friedlich bei einander wohnen und gegenseitig unserer Liebe uns freuen können!"

„Ja, das walte Gott!" sprach Onkel Kurt mit bewegter Stimme und sichtbarer Rührung, indem er herzlich die Hand

des Bruders drückte. „Ich für mein Theil werde mich nicht so leicht wieder von dir und Euch Allen trennen! Aber noch eins, lieber Bruder: Du erwähntest jenes Bernhardi nicht wieder. Lebt er noch? Ist er noch in Buchenrode?“

„Ach nein,“ erwiderte der Pfarrer. „Es sind nun drei oder vier Jahre her, daß der Superintendent aus Gründen, die ich nie erfahren habe, sein Amt niederlegte und bald darauf geschah es, daß auch sein Neffe, Bernhardi, seiner Stelle entsetzt wurde. Bei einer Inspektionsreise des neuen Superintendenten stellte sich nämlich heraus, daß Bernhardi sich mannigfache Pflichtverletzungen hatte zu Schulden kommen lassen und außerdem liefen so viele, wie es scheint, wohlbegründete Klagen von Seiten der Buchenroder Gemeinde ein, daß man sich genöthigt sah, ein Exempel zu statuiren. Nur sein Onkel hatte ihn bisher gehalten; da diese Stütze brach, kam seine gänzliche Unfähigkeit zu Tage und die Vernachläßigung seiner Pflichten rächte sich auf bittere Weise. So viel ich erfahren habe, lebt er von einer geringen Pension in der Residenz, natürlich nicht in den glänzendsten Verhältnissen.“

„Wer Wind säet, darf sich nachher nicht wundern, wenn er Sturm ärndtet,“ sagte der Onkel Kurt. „Aber du, lieber Bruder? Hast du nach der Verabschiedung des alten Superintendenten nicht auf eine Erhöhung deines Gehaltes angetragen?“

„Oh doch, ich habe das nicht versäumt,“ entgegnete der Pfarrer. „Ich dachte wohl daran, als der neue Consistorial-Präsident auf seiner Inspektionsreise auch unser Lindenau besuchte und nahm die Gelegenheit wahr, eine leise Andeutung zu machen, aber es ist nichts darauf erfolgt. Ich erhielt zwar das Versprechen, daß man meiner gedenken wolle, doch mag es bei den vielen Geschäften des neuen Superintendenten wohl in Vergessenheit gerathen sein.“

„Hm, du hättest das Gedächtniß einmal auffrischen sollen,“

meinte Onkel Kurt. „Es ist ja nicht mehr als billig, daß du nach so langen und treuen Dienstjahren wenigstens den vollen Gehalt deiner Stelle beziehst."

„Ich wollte nicht zudringlich und unbescheiden erscheinen, Bruder Kurt!" antwortete der Pfarrer einfach. „Außerdem kam ich ja so leidlich aus, — ich schob es immer auf, Bittschriften zu machen und so — ist eben bis jetzt Alles beim Alten geblieben!"

„Aber deine Kinder? Denkst du nicht an ihre Zukunft, Ephraim?" fragte der Onkel. „Bis jetzt mag das so gegangen sein, so lange sie noch nicht erwachsen waren; aber wenn nun über kurz oder lang Wilhelm und Conrad auf die Universität gehen oder sonst einen Lebenslauf ergreifen wollen, woher dann die nothwendigen Geldmittel nehmen?"

„Gott wird ja sorgen!" erwiderte der Pfarrer mit stiller Zuversicht. „Sie müssen eben auch ihre Pflicht thun, wie ich, und du weißt ja, wer sie thut, dem ergeht es am Ende doch wohl!"

„Alles gut und schön!" sagte Onkel Kurt lächelnd. „Ich möchte aber doch wetten, daß es dir gar nicht unangenehm wäre, wenn dein magerer Gehalt verdoppelt würde. Was meinst du?"

„Das wird wohl nie geschehen," sagte der gute Pfarrer ganz resignirt.

„Aber wenn doch?"

„Ei ja, prächtig wär's freilich! Ich könnte für die Kinder sorgen, reichlich und nebenbei . . . doch da ist ja kein Gedanke daran!"

„Nebenbei," fuhr der Onkel gemüthlich lachend fort, „neue Blumen anschaffen, ein kleines Gewächshaus bauen, warme Frühbeete anlegen! Ja, ja, das kennen wir schon! Nun, erröthe nur nicht, Bruder Ephraim! Deine Liebhaberei ist ja so unschuldig und dabei so angenehm, daß du dir deßwegen keiner-

lei Vorwurf zu machen brauchst! Uebrigens, — wir werden ja sehen! Vielleicht thut der Nachbar in der Villa etwas für dich! Ich will ihn einmal ein wenig anspornen! Der Mann hat einigen Einfluß in der Residenz und man kann ja doch nicht wissen, was erfolgt, wenn er sich Mühe gibt!"

„Ei, Bruder Kurt, laß die Pferde nicht mit dir durchgehen!" fiel der gute Pfarrer abwehrend ein. „Wenn du so fort plauderst, setzest du meiner Elisabeth am Ende Dinge in den Kopf, die ja doch mein Lebtage nicht in Erfüllung gehen und machst sie auf diese Weise wohl gar unzufrieden mit unserem allerdings ein wenig bedrängten und beschränkten Stillleben! Nicht doch, Bruder, nicht doch! Auch mit Wenigem kann man recht glücklich sein und Gott sei Dank, wir sind es ja! Mit vergeblichen Wünschen muß man sich das Herz nicht schwer machen! Man muß nicht nach Denen sehen, die es besser haben, als wir, sondern nach Denen, welche noch härter als wir mit dem Schicksale kämpfen müssen! Gott hat uns immer geholfen, Gott wird weiter helfen! Der die jungen Raben nährt, wird auch meine Kinder nicht darben lassen, wenn sie nur rechtschaffen ihre Pflicht thun! Und nun genug für heute von diesem Kapitel! Onkel Kurt soll uns nicht den Kopf verdrehen mit seinen fabelhaften Luftschlössern!"

Onkel Kurt lachte. „Du hast recht, Bruder, und ich habe unrecht!" sagte er. „Also keine Luftschlösser mehr, sondern Wirklichkeit. Dabei fällt mir ein, daß ja mein Diener, der Bio, aus der Residenz schon wieder zurück sein müßte. Sieh' doch geschwind nach, Wilhelm, ob er nicht bereits gekommen ist."

„Freilich ist er da, Onkel!" erwiderte der Knabe. „Schon vor einer Stunde lugte er in den Garten herein, zog sich aber wieder zurück, als er uns hier beisammen sitzen sah, wahrscheinlich, weil er nicht stören wollte."

„Woran er sehr wohl gethan hat," sagte der Onkel. „Aber

jetzt will ich doch geschwind nach ihm sehen und hören, was er aus der Residenz mitbringt. Laßt Euch nicht stören, Kinder, und wartet auch nicht auf mich, wenn ich etwa nicht zurückkehren sollte, denn vielleicht muß ich gar noch einmal zum Nachbar Banquier hinüber."

„Jetzt noch, wo es bald Nacht sein wird?" fragte der Pfarrer verwundert.

„Eben jetzt, trotz Nacht und Dunkelheit," erwiderte der Onkel. „Auch morgen den ganzen Vormittag bin ich vielleicht bei ihm beschäftigt! Sehr wichtige Angelegenheiten, Bruder Ephraim! Aber vergiß nur nicht, daß wir zu morgen drüben eingeladen sind, — hörst du? Alle, auch die Kinder!"

Der gute Pfarrer schüttelte bedenklich den Kopf. „Dies ist mir jetzt noch ein Räthsel!" sagte er. „Und du auch, Bruder Kurt, du bist mir auch ein Räthsel mit deinen Geschäften und Geheimnissen! Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mit dir dran bin!"

„Morgen wirst du Alles wissen!" antwortete der Onkel lächelnd und verschwand. Die Familie des Pfarrers sah ihn am heutigen Abend nicht wieder.

Viertes Kapitel.

Allerlei Ueberraschungen.

Am anderen Morgen, als Friederike dem Onkel den Kaffee auf seine Stube tragen wollte, fand sie zu ihrem Erstaunen die Stube leer, zu noch größerem Erstaunen sogar sein Bett unbe-

rührt und eilte ganz erschrocken zu ihrer Mutter, um ihr diese wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Im ersten Augenblicke war auch die Mutter ein wenig bestürzt, indeß erinnerte sie sich sogleich der gestrigen Abschiedsworte des Schwagers und beruhigte sich wieder.

„Ich kann mir's schon denken, der Onkel wird bei Banquiers drüben geschlafen haben," sagte sie. „Wer weiß, was die Beiden mit einander zu kramen haben! Doch wird sich ja wohl Alles heute aufklären. Aber wo bleibt der Vater? Sieh' geschwind nach ihm, Friederike, und rufe ihn, damit der Kaffee nicht kalt wird. Gewiß ist er im Garten und arbeitet wieder an seinem unterirdischen Gewächshause."

Friederike eilte die Weisung der Mutter zu erfüllen, aber schon im Hausflur begegnete ihr der Vater, der bleich und verstört aus dem Garten zurückkehrte.

„Bester Gotthold, was ist dir begegnet?" rief ihm die Frau Pfarrerin entgegen, als er in die Stube trat. „Du siehst ja schrecklich angegriffen aus! Gewiß, es ist irgend etwas nicht in Ordnung in unserem Hause!"

„Im Hause? Das weiß ich nicht," erwiderte der Pfarrer in gedrücktem Tone, — „aber so viel weiß ich, daß im Garten Alles in Unordnung, oder vielmehr verschwunden ist. Meine ganzen Topfgewächse sind fort! Kein einziger Topf mehr zu sehen!"

„Vater, du träumst!" sprach die Mutter. „Wie wäre das möglich?"

„Ueberzeuge dich selbst, Elisabeth," entgegnete der Pfarrer. „Alles, Alles fort!"

Man ging in den Garten, ohne weiter des schon bereit stehenden Frühstücks zu gedenken und siehe da, der gute Pfarrer hatte nicht zu viel gesagt, die Töpfe waren wirklich sämmtlich

von ihren Gestellen verschwunden und auch nicht ein einziger davon war zurückgeblieben.

„Das ist doch wahrlich äußerst sonderbar!“ sagte Frau Elisabeth. „Hast du gar keine Vermuthung, wie dies zugegangen sein mag?“

„Keine! Nicht die entfernteste! Denn daß man mir meine Blumen gestohlen haben sollte, das kann ich mir nicht denken. Wer in unserem Dorfe sollte an mir solchen Frevel begehen? Von meinen Beichtkindern gewiß Niemand, denn ein Jeder von ihnen weiß ja, daß ich stets gern meine kleinen Schätze mit ihnen theile!“

Auf einmal leuchteten Frau Elisabeths Augen hell auf und sie klatschte fröhlich in die Hände. „Ich hab' es! Ich kenne den Dieb!“ rief sie.

„Wer ist es?“ fragte der Pfarrer hastig.

„Sieh'!“ sagte die Mutter und deutete auf Fußspuren, die sämmtlich nach der hinteren Gartenpforte zu gingen, durch die man in „Banquiers“ Park gelangen konnte. „Unser Nachbar hat sich erlaubt, dir eine kleine Ueberraschung zu bereiten und hat während der Nacht deine Töpfe in seinen Garten tragen lassen!“

Pfarrer Gotthold schüttelte den Kopf. „Was könnte den Nachbar dazu veranlaßt haben?“ sagte er. „Unmöglich! Unmöglich! Aber allerdings, Fußstapfen führen genug da hinüber! Sollte wohl gar der Gärtner . . . aber nein, solche Bosheit kann ich mir doch nicht denken! So schlecht ist kein Mensch, daß er mir meine unschuldige Freude zerstören sollte!“

„Behüte Gott!“ sagte Frau Elisabeth. „Ich vermuthe etwas ganz Anderes! Du mußt nämlich wissen, lieber Mann, daß Schwager Kurt diese Nacht nicht nach Hause gekommen, sondern, wie ich gar nicht zweifle, drüben bei Banquiers geblieben ist. Wahrscheinlich hat er da ein gutes Wort für dich einge-

legt und ich möchte fast darauf wetten, daß man deine Blumen zur Ueberwinterung in das Gewächshaus unseres Nachbars gebracht hat. Du wirst ja schon gemerkt haben, Gotthold, daß Schwager Kurt sehr viel über den Herrn Banquier vermag! Woher sonst dessen Besuch bei uns und nun gar die Einladung zu heute Mittag? Sei ganz ruhig, lieber Gotthold, deine Töpfe sind gewiß in schönster Ordnung und bester Sicherheit!"

„Das wäre möglich, in der That!" sprach der Pfarrer und sein trübes Gesicht heiterte sich auf. „Doch ganz beruhigen kann ich mich immer noch nicht, bis ich mich mit eigenen Augen überzeugt habe, ob deine Vermuthung zutrifft. Ich muß rasch einmal hinüber und einen Blick in das Gewächshaus werfen."

Gesagt, gethan. Pfarrer Gotthold eilte nach der hinteren Pforte, fand sie aber — verschlossen!

„Nun, dies ist doch merkwürdig!" rief er aus. „Hast du zugeschlossen, Elisabeth?"

„Nein, nicht deine Frau, sondern ich habe mir die Freiheit genommen, Bruder Ephraim," sagte Onkel Kurt, dessen lächelndes Gesicht jetzt plötzlich jenseits der Gitterthür hinter einem Gebüsche auftauchte. „Guten Morgen, Bruder! Guten Morgen, Frau Schwägerin! Nehmt es nicht übel, Kinder, daß ich Euch für jetzt hier ausschließe, aber ich habe wirklich meine guten Gründe dazu."

„Aber, Bruder Kurt, ich muß in den Park," sagte der Pfarrer. „Meine Blumentöpfe . ."

„Haben über Nacht Beine oder Flügel bekommen und sich heimlich davon gemacht, ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn Onkel Kurt lachend. „Darum eben darfst du mir nicht hier herein vor Mittags, darum habe ich die Thür zugemacht und darum laure ich hier schon seit einer halben Stunde, um es dir mitzutheilen. Nur Geduld, nur noch ein klein wenig Geduld, lieber Bruder! Die paar Stunden bis Mittag werden vergehen und

dann wirst du dich überzeugen, daß dein Nachbar doch nicht so übel ist, wie du denkst! Einstweilen, Adieu, Kinderchen, und auf Wiedersehen in der Villa. Schlag zwölf Uhr steht die Thür hier wieder offen! Adieu!"

Noch ein freundliches Kopfnicken und Onkel Kurt war hinter den Gebüschen verschwunden. Verwundert blickte Pfarrer Gotthold hinter ihm her.

„Das wird mir hier immer räthselhafter," murmelte er vor sich hin. „Bruder Kurt kommt mir vor wie ein Kobold, der die Leute neckt und zu Narren hat. Aber das muß ein Ende nehmen! Er verstört mir ja meine ganze Ruhe und meinen stillen Frieden! Gewiß, ich muß ein ernstes Wort mit ihm reden! Ein wahrer Kobold ist er!"

„Mir kommt er eher vor, wie ein Zauberkünstler, der sich nicht vor der Zeit hinter die Coulissen sehen lassen will," sagte Frau Elisabeth lächelnd. „Fast will mich bedünken, ich durchschaue ihn, und wir werden ja sehen, ob ich nicht richtig gerathen habe! Weißt du, Gotthold, daß ich mir ein recht vergnügtes Mittagsmahl bei unserem Nachbar verspreche!"

„Ich kann mir's kaum denken," erwiderte der gute Pfarrer. „Nachbars waren immer ein wenig stolz und steif gegen uns! Prächtig und kostbar genug wird es wohl hergehen, aber gemüthlich, harmlos und ungezwungen, — das bezweifle ich denn doch bis auf Weiteres noch sehr! Aber was vermuthest du denn, Elisabeth, was glaubst du errathen zu haben?"

Die Frau Pfarrerin legte mit schalkhaftem Lächeln den Finger auf ihre Lippen. „Errathen wird, aber nicht verrathen," entgegnete sie geheimnißvoll. „Und übrigens kann ich mich ja auch täuschen und will nicht zu guterletzt ausgelacht werden. Nur eine Frage noch: glaubst du, Gotthold, daß dein Bruder Kurt sehr reich ist?"

Der gute Pfarrer horchte hoch auf. „Reich? Kurt? Wie kommst du darauf? Ich denke, nicht. Er wird so grade zu leben haben, mein' ich; denn, wenn ich nicht irre, äußerte er ja etwas dieser Art. Aber reich? Das bezweifle ich sehr! Warum hätte er's verheimlichen sollen, wenn er's wäre?"

„Aber die auffallende Höflichkeit und Zuvorkommenheit des Herrn Banquier!" warf Frau Elisabeth ein. „Sie muß doch einen Grund haben."

Freilich wohl! Doch warum sollte dieser Grund grade Kurt's vermeintlicher Reichthum sein? Nein, gute Elisabeth, das hat wohl seine anderen Ursachen. Bruder Kurt reich! Ich kann's mir nicht vorstellen!"

„Ja, ja, und ich kann mich irren!" sagte Frau Elisabeth. „Jedenfalls, das Hin- und Herrathen nützt zu nichts und mittlerweile wird der Kaffee kalt! Da du nun vorläufig über deine Blumen beruhigt bist, lieber Gotthold, so laß uns zum Frühstück gehen."

Dies geschah und bald saß die ganze Familie um den Frühstückstisch beisammen und erging sich in Vermuthungen über die Herrlichkeiten, welche man bei „Banquiers" drüben kennen lernen werde. Die paar Stunden nachher bis Mittag vergingen denn schnell unter allerlei Beschäftigungen, und Punkt zwölf Uhr setzten sich unsere Freunde in Marsch, um zu den Nachbarn hinüber zu gehen. Jetzt fanden sie die Hinterpforte richtig offen und am Eingange zum Parke den Onkel Kurt nebst dem Herrn Banquier Meierheim, welcher die Gäste auf das Freundlichste willkommen hieß.

Onkel Kurt war in der besten Laune. Er plauderte lustig mit Frau Elisabeth, scherzte und schäkerte mit den Kindern und wußte auf diese Weise schnell alle Befangenheit hinweg zu zaubern, welche anfänglich denn doch die Gemüther unserer Pfarrersfamilie ein wenig bedrückt hatte. In der heitersten Stim-

mung kam man bei der Villa an, welche reich mit Guirlanden geschmückt war, als ob heute ein ganz besonderes Fest gefeiert werden sollte. Onkel Kurt, der ganz und gar hier zu Hause zu sein schien, so sicher und ungenirt benahm er sich, führte die ganze Gesellschaft in den Speisesaal, wo sie nicht ohne Erstaunen noch mehrere andere Gäste beisammen fand. Pfarrer Gotthold kannte sie jedoch Alle. Es waren der Herr Superintendent und Einer von den Consistorialräthen aus der Residenz, derselbe, welcher sich immer als Freund gegen den Pfarrer Gotthold bezeigt und ihm manchen guten Rath ertheilt hatte; dann die Frauen und Kinder dieser beiden Herren und endlich noch ein altes Mütterchen, das ganz bescheiden im Hintergrunde des Zimmers saß. Aber grade auf dieses Mütterchen eilte Pfarrer Gotthold, als er es erblickte, mit Frau Elisabeth zuerst zu und drückte ihm herzlich die Hand, denn dieses Mütterchen war ja die Wittwe des braven Tischlermeisters Jakobi, dem er in seinem Herzen stets das treueste Andenken bewahrt hatte. Nachdem er seine Freude ausgesprochen, sie so unerwartet hier gefunden zu haben, wollte er eben fragen, auf welche Weise dies gekommen sei; aber schon kam Bruder Kurt herzu geeilt und ließ ihn nicht weiter zu Worte kommen.

„Zu Tische, zu Tische!“ sagte er hastig. „Du, lieber Bruder, wirst zwischen den beiden geistlichen Herren Platz nehmen, und ich werde mich zwischen meine liebe Schwägerin und die gute Frau Jakobi dir gegenüber setzen. Aber nur flink, man wartet schon auf uns.“

Da half kein Zögern, man mußte dem Onkel Folge leisten. Jeder nahm seinen Platz an der Tafel ein; die Erwachsenen oben an und weiter unten die junge Welt, welche in aller Geschwindigkeit Bekanntschaft mit einander machte. Der gute Pfarrer Gotthold befand sich übrigens sehr behaglich, denn seine beiden Nachbarn bezeigten sich außerordentlich wohlwollend und

freundlich gegen ihn und gingen mit ihm um wie mit ihresgleichen. Unter leichtem Geplauder, unter Scherz und Lachen verging die Zeit, manchen fröhlichen Toast auf gute Nachbarschaft und andere gute Dinge hatte man schon ausgebracht und es war bereits nahe daran, daß die Tafel aufgehoben werden sollte, — da auf einmal sprangen beide Flügelthüren des Speisesaales auf und ein schmuck gekleideter Diener näherte sich mit einem Präsentirteller in der Hand dem Pastor Gotthold unter allgemeinem Schweigen der ganzen Gesellschaft, welche wohl irgend etwas Besonderes vermuthen mußte.

„Ein Brief an den Herrn Pastor, sogleich abzugeben!" sagte der Diener, indem er sich ehrerbietig vor dem Pfarrer verneigte.

Dieser nahm das Schreiben, erbrach es, überflog es mit den Augen und eine freudige Ueberraschung malte sich in seinen verklärten Zügen.

„Das verdanke ich Ihnen, Herr Superintendent!" sagte er, und dann zu seiner Frau gewendet, fuhr er fort: „Freue dich mit mir, gute Elisabeth, mein gnädiger Fürst und Landesherr überhebt uns von Stund' an aller Sorgen um Erziehung der Kinder, um Nahrung und Kleidung! Mein Gehalt ist verdoppelt und mit frohem Herzen können wir nun der Zukunft entgegen sehen!"

Ein Ausbruch allgemeiner Freude folgte diesen Worten, die Gläser klangen, Glückwünsche ertönten und Alle, Groß und Klein, umringten den guten Pfarrer, welcher mit gerührtem Herzen die Beweise fröhlichster Theilnahme in Empfang nahm.

„Genug, genug, liebe Freunde und Kinder!" sagte er endlich. „Laßt uns jetzt dem Herrn Superintendenten danken, denn mein würdiger Vorgesetzter ist ohne Zweifel derjenige, der uns diese frohe Ueberraschung bereitet hat."

„Nicht mir, lieber Pastor," entgegnete der Superintendent

freundlich, sondern allein Ihrem langjährigen, treuen Pflichteifer verdanken Sie, daß Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren ist. Schon längst kennt der Fürst Ihre Verdienste und es bedurfte nur eines Anlasses, um Ihnen den Beweis davon zu geben. Diese Veranlassung fand sich. Als Ihr Nachbar Banquier seine Besitzung verkaufte, wozu die Genehmigung des Landesherrn erforderlich war, verabsäumte er nicht, dem Fürsten Ihr stilles Verdienst zu rühmen und darauf aufmerksam zu machen, wie lange schon man Sie vernachläßigt hatte. Seine Durchlaucht ließ mich zu sich berufen und die Folge davon war die Ihnen eben übergebene Ausfertigung. Mein ganzes Verdienst beschränkt sich darauf, sie ein wenig beschleunigt zu haben, damit sie bei dem heutigen frohen Feste nicht fehlen möge."

Verwundert blickte der Pfarrer auf den Banquier, der seine Villa verkauft haben sollte, wie er plötzlich mit Erstaunen vernommen. „Ist es möglich?" rief er aus. „Sie sind nicht mehr unser Nachbar, Herr Meierheim? Aber wer ist es denn nun geworden?"

„Errathen Sie es noch nicht, Herr Pfarrer?" erwiderte der Banquier lächelnd. „Wohlan, so müssen wir wohl endlich die Decke des Geheimnisses lüften! Stoßen Sie an, werthe Freunde! Auf das Wohl des neuen Eigenthümers, des Herrn Kurt Gotthold, auch Van Buren genannt! Möge er Freude an seinem Besitzthume erleben und noch lange in guter Gesundheit ihr Wachsen und Gedeihen genießen! Der neue Grundherr, er lebe hoch!"

„Du, Bruder? Du mein Nachbar?" rief der Pfarrer ganz überselig aus, während ringsum die Gläser klangen, und eilte um die Tafel herum, um den Bruder in seine Arme zu schließen. „Ach, nun verstehe ich Alles, Alles! Darum die Geheimnisse mit dem Herrn Banquier, darum die heutige Einladung zum Nachbar, darum Bio's Reise nach der Residenz und das heim-

liche Wegschaffen meiner Blumentöpfe aus dem Garten! Das nenne ich mir eine glückliche Ueberraschung, Bruder Kurt! Also wirst du nun immer hier und ganz in unserer Nachbarschaft bleiben? Ach, Bruder, du weißt nicht, wie sehr glücklich mich das macht! Aber wie um des Himmels willen ist nur Alles so schnell gekommen?"

„Du sollst es erfahren, sogleich, wenn nur erst der Tumult sich ein wenig gelegt hat," erwiderte Onkel Kurt lächelnd. „Es ist Alles ganz natürlich zugegangen und nicht die mindeste Hexerei im Spiele. Wie aber, Frau Schwägerin," — wandte er sich plötzlich zu Frau Elisabeth, — „sind auch Sie zufrieden mit dem neuen Nachbar?"

„Ob ich mich froh und glücklich fühle!" rief sie mit Thränen der Rührung aus. „Welche Freude für meinen guten Mann! Für uns Alle! Aber ich ahnte etwas dieser Art schon heute früh und ich sehe nun wohl, daß meine Ahnung mich nicht betrogen hat. Wie glücklich werden wir in Zukunft bei einander leben!"

„Ja, das hoffe ich zu Gott!" sprach Onkel Kurt in fröhlichem Vertrauen und umarmte seine Neffen und seine Nichte, welche jetzt herzu eilten und jubelnd an ihm in die Höhe sprangen. „Ich sehe schon," sagte er zu ihnen, „es ist euch ebenfalls recht, daß wir Nachbarn geworden sind und ich zweifle nicht, daß wir immer sehr gute Nachbarn bleiben werden. An meinem Willen fehlt's nicht und an dem euren gewiß eben so wenig. Jetzt aber Jeder an seinen Platz! Ich bin es meinen lieben Gästen schuldig, ihnen endlich kurz und bündig alle Aufklärungen zu geben, die sie von mir verlangen können."

Diese Worte wirkten gleich einem Zauber auf alle Anwesenden. Sie setzten sich wieder und Onkel Kurt begann ohne Weiteres:

„Als ich aus dem fernen Indien in meine immer geliebte

Heimath zurückkehrte, geschah es, um den Rest meiner Tage bei theuern Verwandten zu verleben, über die ich in der Residenz gleich nach meiner Ankunft die sorgfältigsten Erkundigungen einzog. Dort hörte ich, daß mein lieber Bruder Ephraim noch am Leben sei, ich hörte von seinen Schicksalen, von seiner Familie, von seinem Wohnorte, von seinen beschränkten Verhältnissen und wie es gekommen war, daß er nicht eine bessere Stellung im Leben einnahm. Ich besuchte unsere werthen Freunde, den Herrn Superintendenten und den Herrn Consistorialrath, und vernahm auch hier nicht nur das Lob meines guten Bruders, sondern zu meiner Freude auch ferner, daß bereits an einer wesentlichen Verbesserung seiner Stelle gearbeitet wurde. Außerdem brachte ich noch in Erfahrung, daß unser werther Gast, der Herr Banquier Meierheim, seine Villa zu Liebenau verkaufen wollte, und nichts konnte mir willkommener sein, als diese Gelegenheit zu benutzen, mich als Nachbar neben meinem lieben Bruder anzusiedeln. Herr Meierheim und ich wurden vorläufig in der Residenz schon handelseinig und nun fuhr ich nach Liebenau, um den Bruder Ephraim aufzusuchen, gleichzeitig die Besitzung in Augenschein zu nehmen, im Falle sie mir gefiel, den Handel endgültig abzuschließen und nebenbei — den guten Bruder ein wenig auszuforschen, seine Wünsche und seine Hoffnungen kennen zu lernen und darnach meine ferneren Maßregeln zu treffen. Nun denn, es glückte mir Alles ganz vortrefflich. Der Herr Banquier und ich wurden bald ganz einig und unmittelbar darauf fuhr Herr Meierheim nach der Residenz, um die Genehmigung des Landesherrn zum Abschlusse des Kaufes und zugleich die Beschleunigung der Angelegenheit, die Gehaltserhöhung des Bruders betreffend, zu erlangen. Auch hier ging Alles nach Wunsch und gestern Abend spät kehrte Herr Meierheim aus der Residenz zurück und brachte mir die unerwarteten Papiere nebst der freundlichen Zusage des Herrn Superinten-

denten und des Herrn Consistorialrathes, an unserem Familienfeste heute Theil zu nehmen. Vorher hatte mein Bio mir bereits die gute Frau Jakobi gebracht, welche mir altem Junggesellen in Zukunft die Wirthschaft führen wird, und so war denn Alles beisammen, was zu Erheiterung und Freude meiner lieben Gäste beitragen konnte. Jetzt danke ich nun Ihnen Allen für Ihre Anwesenheit und Ihre mir vielfach bewiesene Güte und spreche zum Schluß noch den Wunsch aus, daß wir noch recht oft wie heute hier zusammenkommen und stets einige frohe Stunden mit einander verleben mögen! Nun aber, meine Freunde, wenn es Ihnen recht ist, so begleiten Sie mich in den Garten! Wir müssen doch sehen, was aus den Blumen meines lieben Bruders geworden ist, und ob er mit der Aufstellung derselben in dem Gewächshause, das von Stund' an das seinige ist, sich zufrieden bezeigt!"

„Das schöne Gewächshaus soll mir gehören!" rief der gute Pfarrer außer sich. „Du treibst Scherz mit mir, Bruder Kurt!"

„Nichts da von Scherz, Bruder Ephraim!" erwiderte Kurt fröhlich. „Das Haus ist und bleibt dein und übrigens kannst du noch ein halbes Dutzend daneben bauen, wenn du sonst Lust hast, denn, Gott sei Dank! die Ausgabe dafür brauchen wir nicht zu scheuen!"

„Also bist du reich, Bruder? Wirklich reich?" fragte der Pastor verwundert.

„Ja doch, lieber Ephraim, grade reich genug, um dir und mir keinen vernünftigen Wunsch versagen zu brauchen. Aber dies ist Nebensache! Die Hauptsache ist und bleibt, daß wir die Gaben Gottes mit herzlicher Dankbarkeit und mit ruhigem Gewissen genießen können, denn Beide dürfen wir uns wohl sagen, daß wir treulich danach gestrebt haben, das Gebot unseres seligen Vaters zu erfüllen, unter allen Umständen rechtschaffen

unsere Pflicht zu thun. Darum ruhet Gottes Segen auf uns und dies sei uns ein Sporn, auch deine Kinder zu erziehen in der Furcht des Herrn und zu redlicher Pflichterfüllung in ihrem künftigen Leben. Dazu verhelfe uns Gott!"

Man ging in den Park und des guten Pfarrers Augen glänzten vor Wonne, als er das Gewächshaus betrat und seine duftigen Lieblinge hier in schönster Ordnung aufgestellt fand. Der Tag verging in Friede und Freude. Am Abend aber, als es dunkel wurde, gab es eine neue Ueberraschung. Onkel Kurt führte seine Gäste aus dem Parke in die Villa zurück und als die Thüren geöffnet wurden, strömte ihnen aus dem Saale der herrlichste Lichterglanz entgegen und der Schimmer von hundert Kerzen glänzte auf verschiedenen Tischen, auf welchen eine Fülle von allerlei schönen Geschenken ausgebreitet lagen.

„Aber was bedeutet dies wieder?" fragte Frau Elisabeth ganz verwundert.

„Es bedeutet," erwiderte Onkel Kurt lächelnd, indem er die Schwägerin an einen der Tische führte, „daß Onkel Kurt seine Schuldigkeit thun und nachholen will, was er seit vielen Jahren versäumt hat! Nehmt hin, Kinder! Es sind die Weihnachts- und Geburtstags-Geschenke, die der Onkel aus Indien für Euch mitgebracht hat!"

Nun gab es wieder einen Jubel unter den Kindern, die sich jauchzend Jedes um seinen Tisch drängten und die vielen reichen und prächtigen Geschenke bewunderten. Als der gute Pfarrer aber, mit Thränen der Rührung in den Augen, stammelte: Zu viel! Zu viel!" — Da schlang Onkel Kurt den Arm um seinen Nacken und flüsterte ihm zu: „Sei du nur fröhlich mit den Fröhlichen! Es kommt ja aller Segen von Oben und was der Herr gibt, deß soll der Mensch sich freuen! Sage mir nur, ob du dich glücklich fühlst, guter Bruder?"

„Glücklich und dankbar im Herrn," antwortete der Pfar-

rer aus vollem Herzen und mit einem beseligten Blicke zum Himmel.

„Und wie sollten wir Alle nicht glücklich sein," fügte Frau Elisabeth hinzu, „wenn Gottes Segen in solcher Fülle auf uns herab träufelt und uns überströmt, während wir doch nichts thaten unser Leben hindurch, als nur unsere Pflicht?"

„Aber grade Solchen eben," fiel der Herr Superintendent fröhlich ein, — „grade Solchen ist die Gnade Gottes gewiß, denn es steht ja geschrieben:

„Wohl und recht thun ist dem Herrn lieber, denn Opfer, und die treu sind in der Liebe, die läßt er sich nicht nehmen."

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Hoffmann, Franz,

Das Pfarrhaus Eine Erzählung für meine jungen Freunde. Von Franz Hoffmann.
Mit vier Stahlstichen

Stuttgart 1868